Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Zweiter Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Von

Eduard Genast.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1862.

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Mein Engagement in Dresden. — Karl Maria von Weber. — Böttiger. — Winkler. — Verhältnisse Dresdens und seines Theaters.

Wie bereits erwähnt, reiste ich mit meinem Vater am 4. April 1817 von Weimar nach Dresden ab. Ein naumburger Lohnkutscher beförderte uns den ersten Tag zu der Stadt, von welcher er den Namen trug. Diese und die Kaste der dresdner Lohnkutscher hatten zu jener Zeit eine Art Berühmtheit, und jeder Reisende, dem seine Mittel nicht erlaubten mit Extrapost zu fahren, war glücklich, durch sie ein Fortkommen zu finden, denn man wagte doch, bei einem etwaigen Umwerfen, nach menschlicher Voraussicht nicht mehr als eine Quetschung, einen Arm- oder Beinbruch, während man in der ordinären Post in einem solchen Falle zunächst bedroht war, von den im innern Raume aufgestapelten Kisten und Koffern erschlagen

zu werden. Diese Lohnkutschen waren freilich etwas eng und kurz gebaut, und wen Gott mit langen Beinen wie mich begabt hatte, der fühlte sich wie in den spanischen Bock gespannt. Indessen konnten vier schlanke Personen, bis auf die Beine, doch bequem darin sitzen. Zu den schlanken gehörte mein lieber Papa nun freilich nicht im entferntesten, und das Unglück wollte, daß eine Schenkwirthin von gleicher Leibesbeschaffenheit an seiner Seite Platz zu nehmen versuchte, was jedoch durchaus nicht gelang.

Meine und des vierten Innenpassagiers Lage wurde nicht wenig bedrängt, als nun die beiden Wohlbeleibten sich einander gegenübersetzten. Dennoch mußten wir bis Naumburg so aushalten, denn auch die Plätze auf dem Bocke waren vergeben, sodaß der Kutscher den ganzen Weg über auf seinem Tritte stehen mußte. Freilich brauchte die Person bis Naumburg auch nicht mehr als einen Thaler zu bezahlen.

Die Kunststraße nach Eckardtsberga war übrigens so vortrefflich angelegt, daß wir öfters aussteigen und Vorspann genommen werden mußte. Besonders berüchtigt war der Berg, der nach Kösen hinabführte. Seine Steilheit hatte manchem Frachtfuhrmann Hab und Gut und im Anfang dieses oder Ende des vorigen Jahrhunderts einem sogar das Leben gekostet, der mit Pferd

und Wagen in den Abgrund gestürzt war. Wie man erzählte, hatte der König Friedrich August von Sachsen nach diesem traurigen Falle sofort eine große Summe zum Umbau dieser Straße aus seiner Privatchatoulle angewiesen, allein die Herren Baumeister jener Zeit hatten den Umbau für eine Unmöglichkeit erklärt.

Als dieser District im Jahre 1815 an Preußen fiel, wurde der Umbau sehr bald in Angriff genommen und eine Kunststraße geschaffen, auf der man mit einem leichten Wagen auf- und abwärts Trab fahren kann, während früher, bei einer nicht allzuschwer bepackten Kutsche, zwei Hemmschuhe eingelegt werden mußten.

In Naumburg wurde übernachtet und bei guter Zeit kamen wir den andern Tag nach Leipzig.

Hofrath Küstner, der damalige Director des Stadttheaters, dem mein Vater, welcher stets die Zukunft im Auge hatte, mich alsbald vorstellte, empfing uns mit vieler Freundlichkeit und stellte mir für den kommenden Winter ein Gastspiel in Aussicht.

Auch bei dem Oberhofgerichtsrath Blümner, dem die deutsche Bühne mehrere feine Lustspiele verdankte und den ich bereits als Knabe in Lauchstedt hatte kennen lernen, wurde ein Besuch gemacht und dann die Stadt besehen, die mir mit ihren vierstöckigen Häusern und engen Gassen gar nicht gefallen wollte. Ich ahnte damals

freilich nicht, daß gerade diese Stadt mit ihren Bewohnern mir einst so theuer werden würde und daß ich in ihr mein Lebensglück finden sollte.

Wir waren im Gasthaus zum Birnbaum, dem jetzigen Hotel de Pologne, damals die Herberge aller thüringischen und sächsischen Lohnkutscher, abgestiegen und hatten demnach die Auswahl unter diesen sich langsam dahin bewegenden Kutschmaschinen und deren Führern. Der Zufall wollte, daß wir unter diesen Rosselenkern einen ganz prächtigen Kerl fanden, der sich uns sogleich mit den Worten empfahl: „Sehen Se, meine lieben Herrchens, ich nehme in meiner bequemen Kutsche nich merre als vier Perschonen mit; was sich unterwegs drum un dran hängt, werd nich gerächent, und de Perschon zahlt bis Dres'n 3 Thaler!" Der Vertrag wurde abgeschlossen, unter der Bedingung, daß wir am zweiten Tag bei guter Zeit in Dresden sein müßten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Als wir an die Mulde kamen, war diese so furchtbar ausgetreten, daß der Lagerplatz der Fähre fast mitten im Strome lag und Wurzen nur in einem leichten Kahne zu erreichen war.

Mit uns fuhr noch ein junger Mann, der Sohn eines in Dresden angestellten Beamten. Unterwegs erzählte er uns, daß er in Leipzig studire und daß das seinem Vater, trotzdem daß er sich jedes Vergnügen

versage, ein ungeheures Geld koste; er fahre auch aus Sparsamkeit mit einem Lohnkutscher, da er sonst gewohnt sei mit Extrapost zu reisen. Diese Aufschneiderei verdroß mich und ich wollte eben eine Bemerkung darüber machen, als der Papa das Wort ergriff und zu mir in pathetischem Tone sagte: „Siehst Du, mein lieber Sohn, an diesem wackern jungen Mann nimm Dir ein Beispiel!“ Dabei reichte er ihm die Korbflasche mit delicatem Doppelkümmel hin. Der Jüngling lehnte sie mit dem Bemerken ab: er wolle sich nicht an geistige Genüsse gewöhnen; um seinen Durst zu stillen, führe er auf Reisen stets eine Flasche Wasser mit Wein und gebranntem Zucker bei sich. Mein Vater stieß mich an, denn ich und er hatten längst bemerkt, daß die Flasche, zu der jener sehr oft seine Zuflucht nahm und bei deren Entkorken sich ein sehr starker Geruch verbreitete, nicht Wasser, sondern Rum enthielt und, noch ehe wir an die überfluteten Ufer der Mulde gelangten, über die Hälfte geleert war. Ganz außer sich wegen dieser Ueberschwemmung, sagte er, er müsse morgen in Dresden sein und es bliebe ihm nichts übrig, als den Weg zu Fuß zurückzulegen. Nachdem er dem Kutscher angegeben, wo dieser sein Gepäck in Dresden abzugeben habe, bestieg er einen Kahn und ließ sich nach Wurzen übersetzen; nur die Flasche nahm er mit. Ich hatte große Lust, ihm nachzusingen: „Vergeßt mir nur die

Flasche nicht!" Den andern Tag erfuhren wir, daß der ökonomische Sohn mit Extrapost seine Reise fortgesetzt hatte. Später traf ich den jungen Mann noch einmal, und Dr. K. bei dem er arbeitete, erklärte ihn für einen der scharfsinnigsten Juristen, dem leider seine Trunksucht ein frühes Grab bereitete.

Doch kommen wir auf unsere Reise zurück. Mein Vater war nicht gewillt, das Passagiergeld für drei Viertel des Weges umsonst gezahlt zu haben, er folgte also dem Beispiel des jungen Mannes nicht, sondern machte gute Miene zum bösen Spiele und wir blieben den übrigen Theil des Tages und die Nacht in einem elenden Dorfe. Ich war das Streuliegen schon gewöhnt, aber mein armer Papa stöhnte entsetzlich auf seinem harten Lager.

Die Annehmlichkeiten der Nacht waren überstanden und mit Freuden sahen wir den andern Morgen, daß die Mulde in ihr Bett zurückgekehrt war. So stand denn unserer Weiterreise nichts mehr im Wege, und wir gelangten den zweiten Tag nach Meißen, aber so spät, daß wir weder den Dom noch andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen konnten. Von dem schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir den dritten Tag durch das reizende Elbthal mit seinen Landhäusern und Weinbergen dem deutschen Florenz zu. Mein Herz schwelgte vor Wonne und Entzücken, die sich noch steigern sollten, als

ich die mächtige Kuppel der Frauenkirche und die weltberühmte Brücke mit ihrem goldnen kolossalen Crucifix erblickte; lebhaft entstand bei mir der Wunsch, in dieser herrlichen Stadt heimisch zu werden.

Wir nahmen unser Absteigequartier im Goldnen Engel, sahen uns aber noch denselben Tag nach einer Privatwohnung um, die wir auch in der Wilsdruffer Gasse bei einem Leihbibliothekar fanden. Gleich den andern Morgen wurde Besitz davon genommen, unser Koffer herbeigeholt und unsere Staatsanzüge ausgepackt, um zunächst zu dem Herrn Intendanten, dem Grafen von S., zu eilen, der uns auf vorherige Anfrage um 9 Uhr früh zu sich befohlen hatte. Wir wurden von diesem wackern Manne wohlwollend aufgenommen und seine Humanität sprach sich in allen Zügen aus. Zu mir sagte er: er wünsche, daß ich der königlichen Familie und dem Publikum gefallen möge, dann zweifle er nicht, daß mir eine Anstellung bei der königlichen Bühne werden würde, vorausgesetzt, daß ich meine Forderungen nicht zu hoch stelle. Daß mir dieser treffliche Herr, der den Aristokraten gegen uns gar nicht herauskehrte, wohlwollte, ersah ich daraus, daß er mir alle diejenigen nannte, denen ich noch vor meinem Auftreten meine Aufwartung machen möchte, da sie Männer von Einfluß wären und mir in vieler Beziehung nützlich sein könnten.

Nachdem er uns freundlich entlassen, wandten wir unsere Schritte dem italienischen Dörfchen zu, wo der Mann wohnte, dessen Ruhm später die ganze Welt erfüllen sollte. Karl Maria von Weber war damals noch nicht verheirathet und wohnte in einem kleinen Haus dicht am Zwinger, das mit Wein umrankt und von einem Garten umgrenzt war. Ich konnte es kaum erwarten, den Mann kennen zu lernen, der, wie mir mein Vater erzählte, schon in seinem achten Jahre in Weimar mit großem Glück bei Hof gespielt und der die „Silvana" und so wunderschöne Lieder geschrieben hatte.

Eine alte Frau führte uns in ein Zimmer von gewiß zwanzig Fuß im Viereck, dessen Höhe aber kaum acht Fuß betragen konnte; dann ging sie in ein Nebenzimmer, um uns dem Herrn Kapellmeister zu melden. Die Einrichtung des Zimmers war einfach. In der Mitte stand ein schöner Flügel, die Wände waren mit Bildern berühmter Männer geschmückt und auf dem Bücherbret befanden sich die deutschen, englischen und italienischen Classiker.

Endlich erschien der Ersehnte. Ein kleiner Mann mit langen Armen trat ein und kam uns etwas hinkend entgegen, indem er uns mit großer Freundlichkeit begrüßte, besonders meinen Vater, den er von früherer Zeit her kannte. Nachdem wir auf seine Einladung Platz ge-

nommen, sagte er zu mir: „Sie haben Goethe und Ihrem würdigen Vater ihre dramatische Bildung zu danken und Gesangunterricht bei dem trefflichen Häser gehabt? Das sind Lehrer, bei denen man allerdings was Tüchtiges lernen kann, und hoffentlich werden Sie Ihre Zeit gut angewendet haben. Haben Sie alle die Rollen, die sich auf Ihrem eingesandten Repertoire befinden, schon gesungen?"

„Außer dem Adrian von Ostade, Osmin, Mafferu, Pistofolus und Abbé noch keine", erwiderte ich.

„Auch den Jakob nicht?"

„Auch diesen nicht."

„Nun", bemerkte er mit lächelndem Gesicht, „wir wollen schon durchkommen." Dann fuhr er fort: „Sie spielen jedenfalls Klavier?"

„Aber nur mittelmäßig."

„Das thut nichts, bei solcher Jugend kann man vieles nachholen, und wünschenswerth ist es allerdings, wenn ein Sänger auch Partituren lesen, noch besser, wenn er sie spielen kann, er braucht dabei eben kein Virtuos zu sein. Ich hatte ein junges Mädchen bei meinem Ensemble in Prag als jugendliche Sängerin, Christine Böhler, der ich getrost meinen Platz in den Klavierproben anvertrauen konnte, so wacker spielte sie Partitur. Leider war ihre Stimme zu schwach, deshalb trat sie

zum Schauspiel über und wurde Schülerin der Sophie Schröder. Darum rathe ich Ihnen, junger Mann, recht fleißig auch darin zu sein, man kann sich dadurch sehr nützlich machen, und Ihnen selbst erwächst ein großer Vortheil daraus."

Diese Worte grub ich in mein Gedächtniß, befolgte sie streng und die guten Früchte blieben später nicht aus. Mit freundlichster Herzlichkeit entließ uns der herrliche Mann.

Vor Tische wurde noch dem Oekonomierath Franz Seconda, dem Theatersecretär Winkler (Theodor Hell) und dem Regisseur Hellwig ein pflichtschuldiger Besuch abgestattet. Franz Seconda war noch ein Bild aus dem vorigen Jahrhundert, mit Zopf und gepudertem Haar. Er war ein rechtlicher, braver Mann, der dem Königspaar mit unbegrenzter Verehrung und aufopfernder Liebe ergeben war, die er besonders in den schlimmen Jahren 1813 — 15 seinem königlichen Herrn an den Tag gelegt. Bei seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft schmückte der König des treuen Dieners Brust mit dem Orden der Rautenkrone, zu jener Zeit eine seltene Auszeichnung.

Nachdem ich ein Engagement in Dresden abgeschlossen hatte, übergab mich mein Vater Seconda's Obhut und stellte mich gleichsam unter seine Vormund-

schaft, die mir in der Folge nicht ganz behagen wollte, weil, trotzdem daß ich einsah, wie gut er es mit mir meinte, bei allen seinen Ermahnungen der Zopf hervorsah.

Nach Tische ging das Laufen wieder an. Vor allem wurde dem Herrn Oberinspector des königlichen Theaters ein Besuch gemacht, den uns Seconda als einen der einflußreichsten Männer bezeichnet hatte, da er mit den Kammerfrauen und Kammerdienern der höchsten Herrschaften im Verkehr stand. Dieser alte Herr, ebenfalls aus der Zopfzeit, war der Typus eines königlich sächsischen Hofbeamten, selbst gegen die ihm Untergebenen servil, der vor meinem Auftreten mich sogar den Garderobiers, dem Soufleur und Theaterdiener vorstellte und mich ihrer Gewogenheit empfahl. Dann wurde den Hofräthen Kind und Böttiger, die nicht versäumt werden durften, da sie Männer der Presse waren, die Aufwartung gemacht; letzterer war überdies ein alter Freund meines Vaters. Ersterer, ein kleiner Mann, empfing uns mit vieler Hoheit und Herablassung, wahrscheinlich im Gefühl seines bedeutenden Dichtertalents; Goethe hätte einen Fremden nicht mit mehr Würde empfangen können. Böttiger hingegen mit seiner bekannten süßen Freundlichkeit, die Augen meist zudrückend und fortwährend die Hände reibend. Er gehörte zu jenen Naturen, die es mit

Niemand verderben wollen. So erzählt man eine Anekdote von ihm, wo er neben der Schauspielerin Hartwig im Theater saß und die Schirmer eine Rolle spielte, in der die Hartwig früher viel Glück gemacht. Den Kopf nach ihrer Seite wendend und seine Hände nach der andern, flüstert er ihr leise zu, als die Schirmer abgeht: „Lange, lange keine Hartwig!“ applaudirt dabei aber auf der andern Seite höchst energisch.

Ganz erschöpft kamen wir nach den vielen Besuchen auf der Brühl'schen Terrasse an. Meine Müdigkeit war aber bald beim Anblick der Elbe mit ihren reizenden Ufern verschwunden, und wie ein Verzückter lief ich von einem schönen Punkt zum andern.

Abends war im Theater italienische Oper; „Tancred“ von Rossini wurde gegeben. Bisher hatte ich nur einzelne italienische Sänger gehört, hier trat mir zum ersten Male ein Ensemble entgegen, und zugleich sollte ich einen männlichen Sopranisten, den berühmten Sassaroli, kennen lernen, der den Tancred sang. Obgleich ihm die Partie zu tief lag und seine Stimme der jugendlichen Frische entbehrte, gefiel mir seine Methode doch außerordentlich. Als Darsteller war er freilich schauerlich, man konnte aber auch hierin keine Forderungen an ihn stellen, weil er hauptsächlich nur Kirchensänger war. Trefflich in Gesang und Spiel war die Sandrini als Amenaide;

auch Tibaldi als Argiero sang recht brav. Dagegen war der Bruder Sassaroli's, der Bassist, in der Rolle des Orbasano in Spiel und Gesang unter aller Kritik; der Klang seiner Stimme glich einer knarrenden Thorfahrt, denn nicht einen gesunden Ton förderte der Mensch aus seiner Kehle. Als ich später Gelegenheit hatte, Herrn Hellwig, der sonst ein sehr wackerer Schauspieler war, als Sänger zu hören, fand ich große Aehnlichkeit im Stimmfonds dieser beiden Orpheuse, nur daß diese nicht, wie jener, Todte herauf, sondern Lebendige hinausfangen.

Die Musik Rossini's machte auf mich in ihrer Originalität einen wunderbaren Eindruck; die süßen, einschmeichelnden Melodien bezauberten mein Ohr. Denken durfte man freilich nicht dabei, denn die Musik schickte sich für die Worte, wie Solotanzen für einen Podagristen. Man hätte bei dem Racheduett zwischen Argiero und Tancred ebensogut die Worte: „Komm, holdes Mädchen, laß liebend Dich umfangen", statt: „Hier, bei dem Schimmer des rächenden Schwertes", unterlegen können. Daß diese Oper, einzig in ihrer Art dastehend, mit ungeheurem Beifall aufgenommen wurde, konnte den gebildeten Musiker nicht verwundern, weil hier dem Publikum etwas noch nie Dagewesenes zu Gehör kam. Bei dieser Oper brauchte man freilich nicht, wie der Schüler im

„Faust“, zu sagen: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“, die Melodien in ihrer fortwährenden Wiederholung bleiben einem, ohne besondere Aufmerksamkeit, unwillkürlich im Gedächtniß hängen, und das ist's ja, was der Italiener haben will. Daß aber die größere Zahl der Deutschen und namentlich in den höhern Ständen bis heutigen Tag nach diesem Ohrenkitzel, denn weiter ist es ja nichts, verlangt, ist unbegreiflich. Welchem Vernünftigen könnte eine Oper genügen, die, aller Melodien baar, sich nur auf originelle Rhythmen, Modulationen und Harmonien beschränkte? Gewiß keinem! Die Melodie ist und bleibt die Seele in jedem musikalischen Organismus und alles Uebrige kann nur als Körper gelten. Aber die Seele eines Kunstwerks soll, dem Kunstzwecke entsprechend, schön und bedeutend, im wahren Sinne ideal, nicht leichtfertig, schmeichlerisch und buhlerisch sein. Damals allerdings, wo ich zwanzig Jahre war, erfaßte mich der allgemeine Schwindel der Laien auch; aber er dauerte nicht lange, in Weber's Nähe schwand er mit jedem Tage mehr. Obgleich Weber, ein großer Verehrer alter classischer italienischer Musik, auch alles wahrhaft gute Neue anerkannte und selbst Rossini für ein großes Talent erklärte, so stimmte doch jene Oper mit seinen Ansichten von einem Kunstwerk durchaus nicht überein.

Am andern Tage wurden die Besuche bei den ersten Mitgliedern des königlichen Hoftheaters vorgenommen, und zwar nach der Rangordnung, von deren Aufrechthaltung das Wohl und Wehe des Kunstinstituts abhing. Ueberall empfahl mich der Papa dem Wohlwollen der geehrten Collegen und Colleginnen, und im Fall ich das Glück haben sollte, engagirt zu werden, zugleich gütigster Beaufsichtigung, da ich zwar ein guter, aber auch etwas wilder Bursche wäre. Auf diese Art bekam ich in wenigen Tagen eine Masse Vormünder und Vormünderinnen.

Nicht ohne Bangen ging ich den andern Tag in die Klavierprobe von „Jakob und seine Söhne", die auf der Brühl'schen Terrasse in einem Salon abgehalten wurde, da in dem alten Theater kein Raum dazu vorhanden war. Als ich in den Saal trat, fand ich Weber allein, am Klavier beschäftigt. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt, sah er nach der Uhr. „So ist's recht, Genast", sagte er, „immer lieber etwas vor als nach der bestimmten Stunde; Pünktlichkeit ist in allen Lebensverhältnissen gut, bei dem Soldaten- und Schauspielerstande aber ist sie unerläßlich; halten Sie stets darauf, Sie ersparen dadurch sich und andern Aerger." Der treffliche Mann war nicht allein ein Vorbild als Künstler, sondern auch als Mensch. Ich war verwundert über den wunderbaren

Klang des Flügels, auf dem er spielte, worauf er bemerkte: „Diese Flügel sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfunden worden und die Saiten werden durch kleine, in die Zungen der Docken eingeschobene Rabenfedern angeschlagen; zum Einstudiren paßt er gar nicht, da der Ton nicht ausgiebig ist.“ Auf der andern Seite des Saales stand noch ein Flügel, der ein modernes Ansehen hatte, dieser war aber nur zum Gebrauch der Italiener bestimmt. Da man „Jakob und seine Söhne“ schon öfters gegeben hatte, wurden nur die Nummern, worin ich beschäftigt war, probirt. Nach dem Terzett nickte mir Weber freundlich zu, was mich so ermuthigte, daß mich meine Angst bei der Theaterprobe, bei welcher auch der Intendant gegenwärtig war, ziemlich verlassen hatte. Auch letzterer, wie das mitspielende Personal, sprachen ihre Zufriedenheit aus.

Ich war von Natur sehr empfänglich für weibliche Schönheit. Bei dieser Probe lernte ich ein Mädchen kennen, das nicht allein diesen Vorzug, sondern auch eine wunderschöne Sopranstimme besaß. Sie sang die Solis der Jungfrauen, und ich hätte mit Johann von Paris rufen mögen: „Ich höre Sphären erklingen“, so bezaubernd war dieser Silberton, und ich war sehr betrübt, daß nicht sie, sondern eine Andere den Benjamin

sang, die keine ihrer Vorzüge besaß. Sinne und Herz nahm mir das liebliche Kind gefangen.

Sonntag den 13. April trat ich in der genannten Oper zum ersten Mal auf und wurde von dem Publikum mit großer Freundlichkeit aufgenommen, doch war der Hof nicht gegenwärtig. Weber kam nach der Vorstellung zu mir in die Garderobe und war mit meinem Vortrag, insbesondere aber mit meinem Spiel zufrieden; er sprach sich dahin aus, daß wir wohl zusammenbleiben würden. Freudig bewegt ging ich am Arm meines geliebten Vaters, der gleiche Gefühle empfand, nach Hause.

Am folgenden Tage wurde zum ersten Mal „Yngurd" von Müllner gegeben. Es war die erste Vorstellung im höhern Drama, welcher ich beiwohnte. Hellwig als Yngurd, die Damen Hartwig und Schirmer als Brunhilde und Oskar waren sehr brav, der Trefflichste war aber, nach dem Ausspruch meines Vaters, Julius als Ritter Jarl, der die Exposition des Stückes mit einer außerordentlich klaren Auseinandersetzung sprach. Von einigen alten Schauspielern hörte man dagegen ein Deutsch, das zum Erbarmen war. So sagte unter anderm Haffner als greiser Fährmann: „Ich habe ihn (den König Oskar) an seinen Ziegen (Zügen) erkannt." Daß Böttiger sehr ausführliche und breite Kritiken schrieb, war mir aus dem „Journal des Luxus und der

Moden" schon bekannt, aber die, welche über „Yngurd" in der „Abendzeitung" erschien, ging doch übers Maß, denn sie umfaßte zehn Seiten.

Mein zweites Debüt war der August in „Leichtsinn und gutes Herz" und der Adrian von Ostade. Diesen Abend waren die höchsten Herrschaften gegenwärtig. Nach der Vorstellung kam der Herr Intendant zu mir auf die Bühne und theilte mir mit, daß ich der Königin und den Prinzessinnen gefallen habe, dann setzte der wirklich liebenswürdige Mann lächelnd hinzu: „Auch Se. Majestät ist, wie ich vermuthe, mit Ihnen zufrieden, denn er hat nicht ein einziges Mal gehustet. Kommen Sie morgen früh mit Ihrem Vater zu mir." Ich war außer mir vor Freude, schrieb mir aber gleich hinter die Ohren: Wenn also Se. Majestät die Gnade hat zu husten, so gefällst du ihr nicht! Aber wenn nun der allverehrte Landesvater wirklich einmal den Husten hat, wie dann? Doch die Wenn und Aber warf ich vorläufig beiseite und eilte mit beflügelten' Schritten nach Hause, um dem Vater die frohe Kunde zuzujubeln. Nun hing bei uns Beiden der Himmel voller Geigen, und Papachen machte sofort eine Berechnung, was mich Logis, Frühstück, Mittag- und Abendessen, Garderobe und sonstige Ausgaben kosten konnten, und da ich auch noch nach Hamburg, Bremen und Hannover Aussichten hatte, so dachte

er mich nicht unter einer Gage von jährlich 1000 Thlrn. loszuschlagen. Indessen fügte er sich doch, als mir den andern Tag Graf V. 18 Thlr. wöchentlich bot, und nahm den Antrag an. Meiner Meinung nach war das ein Geld, was gar nicht unter die Leute gebracht werden konnte, und die hochfliegendsten Plane wurden von meiner Seite gefaßt, denen aber der Papa sogleich die nöthigen Dämpfer aufsetzte, indem er mir den Rath gab, auch nach seiner Abreise wie bisher zu Hause zu essen und überhaupt alle unnöthigen Ausgaben zu vermeiden, damit ich mir etwas für kommende Fälle zurücklegen könnte. Ein altes bewährtes Sprichwort sage: „Kaufe, was du nöthig hast, und nicht, was du brauchen kannst.“ Ich versprach alles; aber zu meiner Schande muß ich gestehen, daß der Rath des besten Vaters nach seiner Abreise bald vergessen war.

Endlich waren alle die unzähligen conventionellen Besuche, die so kurz wie möglich abgemacht wurden, überstanden; nur einen, bei dem Großvater des bildhübschen Mädchens mit der Silberglockenstimme, dehnte ich fast bis zur Ungebühr aus, denn das liebliche Geschöpf zog mich unwiderstehlich an, und nur die Mahnung meines Vaters konnte mich vom Platze bringen. Der freundlichen Einladung, bald meinen Besuch zu wiederholen, kam ich fast täglich nach, und bald vereinigten mich mit

dem liebenswürdigen Mädchen, die ich hier Julie nennen will, die engsten Bande, denn sie wurde nach vier Wochen, mit Zustimmung meines Vaters und ihrer trefflichen Schwester, meine Braut. Unsere Jugend — sie war siebzehn, ich zwanzig Jahre alt — beachtend, war mein Vater nicht ganz einverstanden mit diesem raschen Entschluß, wir beide wollten aber nichts von solchem Einwand hören, und so gab er uns seinen Segen.

In meine Debüts fielen die Gastdarstellungen des damals so berühmten Charakterschauspielers Wohlbrück, der im feinen Lustspiel ganz vortrefflich war.

Ein Bassist, Herr Gned, sang zwischen zwei kleinen Stücken die Scene des Herzogs aus „Camilla". Er war zwar von kleiner Gestalt, hatte aber eine kräftige, schöne Baßstimme und gute Methode; man hatte die Absicht, ihn zu engagiren. Unglücklicherweise sah er jedoch dem Offizier ähnlich, der dem König Friedrich August seine Gefangenschaft im Jahre 1814 angekündigt hatte. Die Königin, die der Vorstellung beiwohnte, verließ bei seinem Erscheinen sofort ihre Loge, ließ den Intendanten rufen und soll zu ihm gesagt haben: „Haben Sie denn nicht gesehen, V., wem dieser Mensch täuschend ähnlich sieht? Das Gesicht erinnerte mich an die schmerzlichste Zeit meines Lebens. Daß Sie ihn nicht engagiren!"

Nun folgte das Gastspiel der unübertrefflichen Grün-

baum, deren Aeußeres nichts weniger als blendend war, die aber eine wundervolle Stimme, mit einem Umfang von mehr als zwei Octaven, in einer seltenen Reinheit und Gleichheit, und eine Methode besaß, welche die der Catalani ganz in den Hintergrund stellte. Sie trat zuerst am 3. Mai als Prinzessin von Navarra in „Johann von Paris" auf, und ich hatte das Glück, neben ihr den Seneschall zu spielen. Zwei verschiedene Auffassungen dieses Charakters hatte ich bereits gesehen; in Weimar die Deny's, der ihn als einen alten Vielfraß darstellte und mehr einem Portier als einem Hofmarschall glich; dann in Stuttgart, wo ihn mein sonst so trefflicher Lehrer Häser als jungen Fant gab und seine Liebe zu der Prinzessin etwas zu scharf hervorhob. Ich wollte dieser Ansicht folgen, aber mein Vater stimmte nicht bei, und unter seiner Leitung mußte ich den Seneschall als einen in der Etikette ergrauten Hofmann spielen, womit auch Weber sich ganz einverstanden erklärte.

Das Haus war zum Erdrücken voll, und auch die ganze königliche Familie wohnte der Vorstellung bei. Der Beifall war außerordentlich, der der Grünbaum zu Theil wurde, denn sie brachte ihre bezaubernde Stimme und ihre herrliche Methode in dieser Rolle zur vollsten Geltung, und was für ein kleiner musikalischer Teufel sie war, davon will ich hier ein Beispiel erzählen.

Wilhelmi, der ein recht netter Schauspieler, aber ein sehr mittelmäßiger Sänger mit einer schwachen Tenorstimme war, mußte aus Noth, da Bergmann mit seiner prächtigen Stimme doch als Schauspieler nicht ausreichte, den Johann spielen. Da sich aber seine Stimmlage nur bis zum hohen gis erstreckte, so mußte der Troubadour in E-dur gelegt werden. Dagegen protestirte die Grünbaum gewaltig, und als Weber ihr bemerkte, daß einer doch nicht geben könne, was er von der Natur nicht erhalten habe, sagte sie ganz trocken: „In Gottes Namen! Mögen die beiden Herrschaften ihre Verse aus E-dur singen, ich singe die meinigen aus F-dur."

„Das müßte eine schöne Musik werden", erwiderte Weber. „Na, vorläufig wollen wir in E-dur anfangen und in dieser Tonart bleiben; meine liebe Nachtigall wird sich schon finden."

Nach den ersten Versen setzte sie, zum Grausen aller musikalischen Ohren, statt in h in c ein und sang mit einer beispiellosen Reinheit, während das Orchester in E-dur accompagnirte, ihre Strophe in F-dur, natürlich höchstens acht Takte, da warf Weber, sich die Ohren zuhaltend, den Taktstab hin und schrie: „Grünbaum, um Gotteswillen, hören's auf oder ich bekomme Krämpfe!" Ein allgemeiner Beifallssturm und Gelächter erfolgte

von seiten des Orchesters und der Sänger wegen dieser kolossalen musikalischen Sicherheit; die Grünbaum selbst lachte wie ein kleiner Kobold über Weber's Entrüstung.

Sie trat zweimal in der genannten Rolle, dann als Donna Anna (italienisch), Marie im „Blaubart" und schließlich als Adele im „Lotterieloos" auf. Bei ihrer Rückkehr von Berlin, wo sie ebenfalls neben einer Milder, Seidler und Schulz Furore gemacht, sang sie auf allgemeines Verlangen nochmals bei uns die Prinzessin.

Weber war sehr streng bei anerkannten Meisterwerken und duldete niemals, daß ein Sänger sich erlaubte, eine Verzierung anzubringen, wo sie nicht am Platze war. Dieses Vergehen ließ ich mir einmal in der Rolle des Jakob, die ich schon öfter gesungen hatte, zu Schulden kommen, indem ich im Duett mit Benjamin eine ganz kleine italienische Verzierung anbrachte. Durch meine zwinkernden Augen bemerkte ich den grimmigen Blick, den der Meister mir von seinem Pulte aus zuwarf; hätte es der Anstand erlaubt, ich glaube, er hätte mir den Taktstock an den Kopf geworfen und gar keine Rücksicht auf den gebrechlichen Greis genommen.

Sobald der Vorhang gefallen, eilte ich in die Garderobe und riß mir die Kleider vom Leibe, um der Strafpredigt zu entgehen, aber kaum hatte ich Mantel und Gewand abgeworfen und stand nur noch mit Perrücke

und Bart da, so trat er ein, und ohne alle Achtung vor meinen weißen Haaren, donnerte er alsbald los: „Was machen Sie denn für dummes Zeug? Glauben Sie nicht, daß Mehul, wenn er solchen Schnickschnack hätte haben wollen, es besser gemacht hätte als Sie? Ich muß mir das inskünftige verbitten! Haben Sie mich verstanden? Gute Nacht, und schlafen Sie Ihren italienischen Rausch aus.“

Da hatte ich's schön weg, und nie fiel es mir ein, unter seiner Leitung auch nur ein Nötchen hinzuzufügen. Er duldete nur Cadenzen, wenn der Componist eine Fermate vorgeschrieben und dem Sänger absichtlich Freiheit gegeben hatte. Im „Johann von Paris“ brachte ich deren eine Masse an, und er hatte nichts dagegen, weil sie da am Platze waren.

Der arme Weber nahm im Anfang als Director der deutschen Oper, die von oben herab stiefmütterlich behandelt wurde, eine böse Stellung ein. Nicht einmal unsere Originalwerke, welche vor ihm die Italiener in ihrer Muttersprache aufgeführt hatten, durfte er geben; überall trat ihm die Partei der italienischen Oper, die von den höchsten Kreisen der Gesellschaft sehr begünstigt wurde, hemmend in den Weg. Er mußte fort und fort kämpfen, wenn er sein Ziel, eine würdige deutsche Oper herzustellen, erreichen wollte. Und welche Mittel waren ihm

dazu gegeben? Sein Ensemble bestand aus einer allerdings tüchtigen Sängerin, Frau von Biedenfeld, die aber eine ziemlich passirte Stimme hatte; Wilhelmi, zweiter Tenor, war mehr Schauspieler als Sänger; Hellwig, dessen Stimme viel Aehnlichkeit mit einer zersprungenen Baßgeige hatte, war erster Bassist. Metzner, welcher das Fach des Buffo und zweiten Bassisten vertrat, war ziemlich gut. Bergmann, dessen reizende Stimme von Mieksch gebildet war, sang vortrefflich, spielte aber gräßlich. Das Schwesternpaar Zucker, von denen die jüngere eine sehr schöne Sopranstimme hatte, und Fräulein Schubert vertraten das Fach der jugendlichen Liebhaberinnen und Soubretten. Die Letztgenannten waren mehr oder minder noch Anfänger, und obwohl ich der Bühne schon drei Jahre angehörte, so mußte ich mich doch in dem Fache, das ich jetzt in Dresden einnahm, auch zu diesen zählen.

Diesem beschränkten Ensemble, zu dem noch einige ganz untergeordnete Kräfte gehörten, stand ein vollständiges italienisches Opernpersonal gegenüber. Doch verlor Weber den Muth nicht, und mit unermüdlichem Eifer stand er uns jungen Leuten mit Rath bei. Er war eben ein großer Feldherr, der auch mit mittelmäßigen Truppen Siege zu erringen wußte.

Unter den italienischen Sängern hatte Weber manchen

Freund. Der treueste mochte wohl der damalige Regisseur Bassi sein, von dessen Don Juan mir mein Vater so Vortreffliches erzählt und den ich durch diesen nun auch kennen lernen sollte.

Ein gewichtiger Gegner von Weber war der Kapellmeister Morlachi, der ihm zwar stets freundlich entgegen kam, aber den Schalk im Nacken trug. Am gehässigsten aber zeigte sich bei allen Unternehmungen ein Fräulein von W., die Harfenspielerin, Dichterin, Malerin, Recensentin, kurz ein Universalgenie war, für welches der hohe Adel sie auch anerkannte. Weber hatte eben keinen stumpfen Zahn auf dies holdselige Fräulein, denn als ihn einst in einer großen Gesellschaft ein Hofherr um sein Urtheil über dies große Talent fragte, brach er in ungeheure Lobeserhebungen aus, sagte aber am Schluß: „Sie hat nur einen Fehler." — „Und welchen?" fragte das Hofmännchen ganz verwundert. — „Sie kann die Tinte nicht halten."

Die Nachricht von Goethe's Rücktritt veranlaßte meinen Vater, länger in Dresden zu bleiben, als er anfangs willens war.

Nach seiner Abreise befolgte ich noch eine Zeit lang seine Rathschläge, aß mittags allein auf meinem Zimmer, sang morgens meine Scalen, studirte meine Rollen oder ging, wenn ich keine Probe hatte, auf die Bildergalerie

und ins Antikencabinet, in welches ich durch meinen Gönner Böttiger, der Director desselben war, jeden Tag Zutritt erhielt. Mit großem Eifer studirte ich Plastik, Gesichtsausdruck und Mantelwurf, denn ich sah sehr gut, wie förderlich mir das in meiner Kunst sein konnte. Ich betrachtete mitunter so eine Gruppe lange Zeit, bei mir denkend: Welche Studien müssen die Schöpfer dieser Meisterwerke gemacht haben, um solches Körper- und Seelenleben in todten Stein zaubern zu können! Hier stand mir Goethe's Ausspruch, es müsse stets die Kunst mit der Natur Hand in Hand gehen, erprobt vor Augen.

Einst wurde ich durch die Worte: „So ist's recht, mein junger Freund", in meinen Betrachtungen unterbrochen. Der treffliche Professor M. stand neben mir und fuhr fort: „Das sollte jeder Schauspieler thun, dem seine Kunst ans Herz gewachsen ist. Aber mit Betrachten allein ist es nicht gethan, man muß die Plastik an seinem eigenen Körper üben, wenn man ihrer Herr werden will, und dazu werde ich Ihnen Gelegenheit geben. Nehmen Sie aus der Theatergarderobe seidene Tricots und den größten römischen Mantel, der vorhanden ist, und kommen Sie jede Woche einmal zu mir, daß ich Sie bei ihren Studien anleite."

Diesem herrlichen Manne verdankte ich es, daß ich später Rollen wie Orest, Agamemnon, Coriolan ꝛc. mit

unbefestigtem Mantel spielen konnte, denn nur auf diese Weise läßt sich im antiken Costüm ein malerischer Faltenwurf hervorbringen.

Meine Vormittagsstunden waren sonach nichts weniger als langweilig; aber das einsame Mittagsmahl! Die Stunden von 1 bis 3 Uhr, ehe ich schicklicher Weise zu meinem Bräutchen gehen konnte, wurden mir endlich unerträglich. Darum entschloß ich mich kurz und begab mich von nun an in das Hotel de Russie, welches nur wenige Schritte von meiner Wohnung lag und wo nach der Karte gespeist wurde; dort hatte ich das Vergnügen, mit Freunden zusammen zu essen und fast täglich neue Bekanntschaften zu machen. Die Bagatelle von ein paar Thalern Mehrbetrag des Monats war ja kaum in Rechnung zu bringen. Mit den paar Thalern war nun freilich nichts, da fast jeden Tag Champagner oder andere Weine ausgewürfelt wurden, wobei ich öfters der zahlende Theil war, und zu meinem Schrecken erhielt ich nach dem ersten Monat eine Rechnung, die über 30 Thaler betrug. Aber das flotte Leben meiner Tischgenossen, welche sehr lustige Burschen waren, gefiel mir immer mehr, und ich konnte mich von ihnen, obgleich mich mein Vater, dem ich meine veränderte Lebensweise geschrieben, warnte, nicht losreißen.

Da meine Julie katholisch und die Pathe der Königin

war, so versäumte sie natürlich keinen Sonntag die Messe, denn die Königin sah es gern, wenn ihre Schauspielerinnen Frömmigkeit an den Tag legten. Mancher dieser Confession Angehörige drängte sich in die vordersten Reihen, um ja von der Majestät gesehen zu werden, meine Julie aber wählte stets die letzte Bank, damit ich hinter ihr stehen konnte, denn in das Seitenschiff der Kirche, wo die Frauen saßen, durfte kein Mann vordringen, sonst tippte ihn gleich der Cerberus von Portier mit seinem gewaltigen Stocke auf die Schulter.

Sassaroli war eigentlich nur Kirchensänger, und in der Kirche erst lernte ich die kolossale Kraft seiner Sopranstimme kennen, deren bedeckter Klang sich in dem weiten Raume ganz verlor. Dies Portament, dieser Vortrag der Cantilene erhoben und begeisterten mich. Die Bildung und Ausdauer seines Athems war erstaunlich, denn er konnte den Ton auf 25—30 Secunden ausdehnen. In einer Messe von Naumann hatte er das f auf der fünften Linie acht Takte auszuhalten; nach dem vierten verwandelte er den Ton in einen Triller, was von großartiger Wirkung war. Und wie rein und regelrecht war dieser Tonwechsel, wie anders als der der berühmten Signora Catalani! Nicht allein der Sänger zog mich unwiderstehlich an, sondern auch der edle Mensch. Er war gegen jedermann freundlich und gefällig, und

besonders hatte er Kinder sehr gern, bei deren Liebkosungen ihm stets die Thränen in den Augen standen, weil er das Glück, Kinder zu besitzen, das er entbehren mußte, über Alles schätzte. Sein Herz war für seine Freunde voller Liebe und Hingebung; nur einen haßte er, und das war der Mann, der ihm das Leben gegeben und ihn hatte verstümmeln lassen. Dieser alte Bösewicht kam, wie man mir sagte, zuweilen nach Dresden, wo er bei seinem ältern Sohne, dem Bassisten, wohnte. Der Sopranist unterstützte wohl seinen grausamen Vater aufs reichlichste, ließ ihn aber nie vor sich kommen.

Ich hatte mich seiner besondern Protection zu erfreuen und durfte ihm zuweilen vorsingen, wobei er mich stets diesen oder jenen Vortheil der Gesangskunst kennen lehrte. Er hatte auch kleine Liebesintriguen, und man behauptete, daß er zu einem wunderhübschen Mädchen sogar in innigem Verhältniß stehe. Als ich ihn damit neckte, bemerkte er lächelnd, daß er nicht unempfindlich gegen weibliche Schönheit wäre.

Nächst ihm nahm sich Bassi meiner liebreich an. Durch ihn lernte ich Porpora's Methode kennen, dessen Enkelschüler er war. Dieser größte Gesanglehrer aller Zeiten gründete im Jahr 1731 die weltberühmte Gesangschule von Neapel, aus der die trefflichsten Sänger des 18. Jahrhunderts hervorgingen. Leider hat er die Grund-

sätze seiner Methode durch den Druck nicht veröffentlicht, nur seine Schüler haben sie hier und da weiter verbreitet. Diese Methode wich bedeutend von der frühern Singschule des pariser Conservatoriums ab, wo jeder Schüler beim Beginn des Unterrichts ein halbes Jahr nichts als gehaltene Töne singen durfte, bis er seinen Athem mit An- und Abschwellen auf die Dauer von zwanzig Secunden ausdehnen konnte. Dadurch wurde natürlich der Kehlkopf steif, und es bedurfte jahrelanger entgegengesetzter Uebungen, um ihm die nöthige Beweglichkeit wieder zu verleihen. Porpora verfuhr umgekehrt.

Zwischen der Persönlichkeit Sassaroli's und Bassi's war ein ungeheurer Contrast. Jener hatte ein schlaffes, bartloses Gesicht mit dunkeln, matten Augen; alle seine Glieder, besonders die Beine, waren von unregelmäßiger Dicke. Bassi hingegen war einer der schönsten alten Männer, die ich jemals gesehen. Diese schwarzen großen Glutaugen, mit den langen Wimpern und feingeschnittenen Brauen, dieses weißgelockte Haar und edelgeformte Gesicht, und dieser ebenmäßige Gliederbau mußten immer noch Bewunderung erwecken, und ich hätte es keinem jungen Mädchen verdenken können, wenn sie sich in diesen weißen Lockenkopf verliebt hätte.

Benelli war erster Tenor, mit einer sehr kräftigen, schön gebildeten Stimme, die sich für Partien wie

Cortez, Licinius ꝛc. sehr gut eignete und deren Lage ihm sogar erlaubte, den Don Juan zu singen, in welcher Rolle mich sein Spiel an Stromeyer erinnerte. Tibaldi war lyrischer Tenor und besaß eine sehr schöne, weiche Stimme mit viel Geläufigkeit; die Arie des Octavio im zweiten Act des Don Juan habe ich nie besser vortragen hören; er sang sie weit besser als der weltberühmte Rubini, dessen Bekanntschaft ich später auch machen sollte. Tibaldi hatte allerdings einen Fehler; wenn er sang, machte er ein Gesicht dazu, wie Heulmeier in den Fliegenden Blättern. Seine Tochter Constanze war damals 15 oder 16 Jahre*) und besaß eine wunderbare schöne Altstimme, die erst ihr Vater und dann Benelli ausbildete. Nebenbei war sie das schönste Mädchen von ganz Dresden und man verglich sie mit Recht mit der Rafael'schen Madonna. Sie betrat die Bühne im Jahre 1820 und erwarb sich später einen bedeutenden Ruf.

Benincasa war mein ganzer Liebling. Sein Leporello, Figaro, Bucefalo („Sängerin auf dem Lande") Taddeo („Italienerin in Algier") und vor allem sein Geronimo („Matrimonio segreto") waren Meisterrollen von ihm. Er war einer der besten Buffos seiner Zeit,

*) Tibaldi wurde nicht, wie Herr Gathy in seinem musikalischen Lexikon sagt, im Jahre 1820, sondern 1815 in Dresden engagirt und seine Tochter nicht 1806, sondern 1802 geboren.
Anmerk. d. V.

mit einer kraftvollen, sonoren Stimme begabt, die hinreichend gebildet war, aber als Schauspieler überflügelte er noch den Sänger. Ich habe von keinem Italiener die Parlando-Recitative so vortrefflich vortragen hören wie von ihm. Man erzählte mir, daß Morlachi in Perugia vor einem offenen Laden Benincasa mit Schuhmachen beschäftigt und dabei eine Canzonette singend gefunden habe. Die klangvolle schöne Baßstimme gefiel dem Kapellmeister so ausnehmend, daß er den Naturalisten mit sich nahm, ihn drei Jahre lang unterrichtete und ihn im Jahre 1808 auf einer kleinen Bühne bei Bologna auftreten ließ. Im Jahre 1811 engagirte er ihn nach Dresden. Auch die Sandrini war eine ausgezeichnete Sängerin.

Weber war unermüdlich in seinen Anstrengungen, die deutsche Oper vorwärts zu bringen, und brachte endlich ein Meisterwerk von Cherubini, „Lodoiska", zur Aufführung. Er war ein großer Verehrer dieses unvergleichlichen Componisten, und in einem eigenen Aufsatz, worin er das Publikum auf den bevorstehenden Genuß aufmerksam machte *), sagt er unter anderm von ihm: „Einer der wenigen Kunstheroen unserer Zeit, der als classischer Meister und Schöpfer eigener Bahnen ewig

*) Abendzeitung, Juli 1817

in der Geschichte der Kunst hell erglänzen wird. Die Tendenz seiner Geisteskraft gehört, gleich der Mozart's und Beethoven's — obwohl jeder auf seine ihm eigenthümliche Weise — dem in unserer Zeit vorherrschenden, dem romantischen an."

Solche Andeutungen, von welchem Standpunkt aus das Publikum das Werk zu betrachten habe, schickte Weber allen Opern, die er neu einstudirt hatte, voraus. Auch hierin trat ihm Böswilligkeit entgegen: er wolle das Publikum bevormunden, sein Benehmen sei anmaßend 2c. Obgleich jeder Unparteiische sein künstlerisches Urtheil mit Dank empfing und es als maßgebend betrachtete, so stellte er dennoch nach kurzer Zeit diese Berichte wieder ein und entzog dadurch der Mit- und Nachwelt seine klare und geistvolle Ansicht über solche Werke. Und wie nöthig waren diese Vorberichte, namentlich bei der „Lodoiska", an ein Publikum, das in die weichliche Manier der italienischen Compositionen ganz versunken war, damit es ein solches dramatisches Werk nur annähernd begreifen konnte.

Weber's Mühe und Eifer, die Menge auf einen höhern Standpunkt des Geschmacks zu bringen, blieben vorläufig fruchtlos. Die Oper fand nur bei wenigen Anerkennung, und die Masse erklärte, daß die früher von den Italienern gegebene „Lodoiska" Simon Meyer's viel schöner sei.

Wer Cherubini's Opernpartituren kennt und seine vollendete Stimmenführung in vocaler und instrumentaler Hinsicht studirt hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß dieser große Meister in allem, was charakteristisch-musikalische Färbung anlangt, das Vorbild Weber's war. In melodiöser und declamatorischer Hinsicht aber übertrifft Weber sein Vorbild. So groß Cherubini in seinen vier Hauptopern „Lodoiska", „Medea", „Wasserträger" und „Faniska" dasteht, so erreichen diese Werke in Melodie und declamatorischer Bedeutung Weber's Meisterwerk „Euryanthe" nicht. Man könnte eigentlich Mozart und Cherubini Weber's musikalische Aeltern und Gluck seinen Großvater nennen, denn ohne diese hätte er wahrscheinlich solche künstlerische Größe nicht erreicht, wie wiederum ohne ihn und Beethoven uns weder ein Marschner noch ein Wagner erstanden wäre, denn beide sind in die Fußtapfen jener großen Meister getreten.

Weber war auch im geselligen Leben ein höchst liebenswürdiger Mensch. Wollte er sich einmal eine Erholungsstunde gönnen, so wurden von ihm, Hofrath Heun (Clauren) und Theodor Hell (Winkler) Land- und Wasserpartien unternommen und stets ein Theil des Theaterpersonals dazu aufgefordert. Fuhr man des Abends auf der Elbe zur Stadt zurück, so wurden drei- und vierstimmige Lieder auswendig gesungen, denn von

Erleuchtung des Kahns war keine Rede, oder es wurden kleine Novellen von Weber und Clauren aus dem Stegreif erzählt. Der erstere wählte meist ein Thema witzigen, sarkastischen und launigen Inhalts. Der letztere gab Gespenstergeschichten zum Besten, die er alle selbst erlebt hatte, und wußte das Grausen der Damen bis auf den Culminationspunkt zu steigern, bis er, wie Aennchen im „Freischütz“, mit einem Kettenhund schloß.

Meine Beschäftigung beim Hoftheater in Dresden war gar nicht nach meinem Wunsche. Im Schauspiel spielte ich nur zweite Liebhaber, zu denen ich, nach Goethe's richtigem Ausspruch, durchaus kein Talent hatte; Charakterrollen durfte ich nicht erwarten, da das männliche Personal, Wilhelmi und mich ausgenommen, sammt und sonders bereits in gereifterem Alter stand. Mein ganzes Opernrepertoire bestand aus dem Seneschall, Jakob und Durlinsky. Im „Blaubart“ eignete sich der Regisseur Hellwig die Titelrolle zu und ich mußte den Castellan singen. Der Baron im „Waisenhaus“ war auch keine Rolle, die mich hätte begeistern können; genug, ich war sehr unzufrieden mit meiner Stellung und oft so unmuthig daß nur das wohlwollende, Zureden Weber's mich verhinderte, um meine Entlassung einzukommen.

Freilich gab es noch einen andern Magnet, der mich

nicht minder stark an Dresden festhielt. Mit meiner Julie durfte ich nach und nach fast den ganzen Tag zusammen sein. Bei unsern Morgenspaziergängen trafen wir öfter, wenn wir schon vor 6 Uhr früh den äußern Schlag des Pirnaschen Thores überschritten hatten, den Prinzen Anton, den nachmaligen König, der fast jeden Morgen in frühester Stunde nach seinem Garten ging, um in aller Gemüthsruhe sein Pfeifchen zu rauchen. Ich brauchte nicht nach der Uhr zu sehen, wenn er in seinem unabänderlichen Anzuge — Frack, Weste und kurze Beinkleider von grauem Atlas, weißseidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, das kurze Pfeifchen im Munde und den Chapeaubas unter dem Arme — dahergeschritten kam, dann war es gewiß noch nicht 6 Uhr, denn mit dem Schlage der Stunde betrat er wieder das Stadtthor und dann verschwand sein Pfeifchen in der Seitentasche. Er war darin, wie sein königlicher Bruder, ein Mann nach der Uhr. Stets erhielten wir auf unser ehrfurchtsvolles Compliment einen freundlichen „Guten Tag" von ihm. Einstmals trat er sogar an uns heran und sagte: „Ei, ei, wie können Liebesleutchen den schönen Morgen so verschlafen! Was machen Sie denn, mein liebes Julchen, sind Sie mit dem zufrieden? Führt er sich gut auf?"

„Ach, mein Bräutigam ist so gut, ich bin mit ihm sehr zufrieden, königliche Hoheit", erwiderte Julie.

Lächelnd fuhr er fort: „Na, na! Ein bischen leichtsinnig soll er sein! Adieu, Ihr verliebtes Pärchen!"

Er war ein trefflicher, guter Mann und voll Humanität. Wenn die Fama nicht log, so beabsichtigte er damals die Krone, sobald sie ihm zufallen würde, an seinen Neffen, den ältesten Sohn des Prinzen Max, abzutreten; aber seine Gemahlin soll den Ausspruch gethan haben, sie müsse Königin werden und wenn sie auch nur auf kurze Zeit den Thron einnähme. Das wäre ein prophetisches Wort gewesen, denn bei der Huldigung in Leipzig 1827 erkrankte sie und starb.

Der gute Prinz Anton hatte nicht unrecht mit meinem Leichtsinn gehabt. Meine Tischgenossen gehörten meist der Aristokratie an — lustige junge Leute, die wohlhabend genug waren, luxuriöse Ausgaben nicht zu scheuen. In dieser Lage befand ich mich nun zwar keineswegs, fühlte mich aber doch zu wohl in der Gesellschaft, als daß ich ihr hätte entsagen mögen.

Ihre Majestät die Königin, deren gnädiger Gunst ich mich erfreute, liebte es, von den Verhältnissen und der Aufführung ihrer Diener stets in Kenntniß gesetzt zu werden, und die böse Welt behauptete, daß ein Kammerjunker von X. das Amt eines Berichterstatters

verwalte und während der Mittagstafel im Schlosse seine Neuigkeiten anbringe. Um genügenden Stoff zu sammeln, ging der Kammerjunker des Morgens zuerst zu Chiaboni, wo sich die junge leichtsinnige Männerwelt versammelte. Dort ileß er sich ein Glas Zuckerwasser oder einen Schnitt meißner Ausbruch geben, dann besuchte er einige Hotels, las die Zeitungen und verzehrte allenfalls ein Butterbemmchen dazu. Natürlich wurde vor allem das Hotel de Russie beehrt, denn da saßen die lockersten Bürschchen, und da gab's zu beobachten, wie viel Champagner getrunken wurde, ob einer einen neuen Rock anhatte, ob er gewichste oder Glanzstiefeln trug. Daß ich dabei nicht übersehen worden war, sollte ich bald erfahren.

Eines Tages ließ mich der Herr Oekonomierath Seconda zu sich bescheiden, denn er war ja quasi mein Vormund, und eröffnete das Gespräch sogleich mit den Worten: „Höre, mei lieber Sohn! Ich habe Dir eine sehr unangenehme Nachricht mitzutheilen.“

Erschrocken fiel ich ihm ins Wort: „Ist meinem Vater etwas geschehen?“

„Ne“! fuhr er ruhig in seinem gewichtigen Tone fort. „Gestern wurde ich zu Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin befohlen, und Höchstdieselbe hatte die Gnade, mir mit ä sehr zornigen Gesicht zu sagen: „Hör'

Er ämal, Seconde, sag Er dem jungen Menschen, dem Genast, er wäre ä leichtsinniger Bursche!“ Und nun hielt er mir mein ganzes, von dem Herrn Kammerjunker aufgenommenes Sündenregister vor; daß ich mit dem liederlichen Y. und Z. Champagner tränke, mir einen neumodischen, veilchenblauen, bis auf die Knöchel herabreichenden Gehrock angeschafft habe, das Tuch sei von Bartoldi am Markte, die Elle zu 7 Thaler 22 Groschen. Wo das hinaus solle? Ihre Majestät sei mir bisher gnädig gewesen, wenn ich mir aber nicht Ihre höchste Ungnade zuziehen wolle, müsse ich meinen bisherigen Lebenswandel einstellen und den Umgang mit dem liederlichen Y. und Z. aufgeben. „Sieh, mein Sohn“, fuhr er fort, „danach mußt Du Dich hübsch richten. Und nun sag mir, ob das Alles wahr ist, was man Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin von Dir erzählt hat?“

„Ja, Herr Oekonomierath, mit dem Rocke, das ist wahr, aber alle Tage trinken wir nicht Champagner, sondern höchstens die Woche zweimal.

„Herr Jeses“, schrie er, „ich trinke das ganze Jahr keenen und ich bin doch Oekonomierath! Schämen sollst Du Dich! Jetzt geh hin und thu's nicht wieder, oder ich schreib's Deinem Vater und sag's Julchen.“

Mit diesen Drohworten verließ er mich, gewiß in dem Glauben, daß ich nie wieder Champagner trinken

und künftig einen geschwänzten altmodischen Frack tragen würde.

Die Königin bewogen übrigens die edelsten Absichten, sich von den Verhältnissen der Einwohner Dresdens bis zu den untersten Schichten hinab in Kenntniß setzen zu lassen. Sie benutzte diese Kenntniß dazu, um die reichen Gaben ihrer Mildthätigkeit dahin fließen zu lassen, wo Noth und Elend ihrer am meisten bedurften. Sie war die würdige Schwester des Königs Maximilian von Baiern. Die strenge Etikette, die zu jener Zeit am sächsischen Hofe herrschte, behielt sie wohl in ihrer Haltung bei, aber bei ihrem Gegengruße prägte sich ein so freundliches Wohlwollen auf ihrem Gesicht aus, daß es ihr alle Herzen gewann. Ein Gleiches fand man bei den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Nur der König dankte stets mit einem ernsten Gesicht. Außer in Pillnitz sah man ihn niemals spazieren gehen. Dies war sein Sommeraufenthalt, wohin er allwöchentlich einmal deutsches Schauspiel befahl.

Der Zuschauerraum der dortigen kleinen Schloßbühne faßte nur den Hofstaat. Während der Vorstellung wurden Erfrischungen herumgereicht, wobei der König stets gefragt haben soll: „Haben denn meine Acteurs auch schon bekommen? Daß mir die nicht vergessen werden!“ Vor Tische machten wir Schauspieler gewöhnlich einen

Spaziergang durch den Hofgarten. Da traf es sich einstmals, daß uns die ganze königliche Familie entgegenkam. Wir machten sogleich Front und drückten uns an eine grüne holländische Wand an. Unsre Damen machten einen Knix, daß ihre Kniee fast den Boden berührten, und wir Männer eine Verbeugung, bei der wir ziemlich wie ein Sprenkel ausgesehen haben müssen. Hier hatte ich nun Gelegenheit, die Etikette beobachten zu können, die selbst auf dem Lande von den höchsten Herrschaften beibehalten wurde.

Voran mit der Königin ging der König, uns im Vorbeigehen einen „Guten Tag! Guten Tag!" zurufend. Die Königin lächelte meine Braut an: „Guten Tag, mein liebes Julchen! was machst Du denn, mein Pathchen?" Hinter dem Königspaar kam die Prinzeß Auguste; nach dieser die königlichen Prinzen und Prinzessinen nach ihrem Alter, immer einen Zwischenraum von einigen Schritten beobachtend.

Als der König Maximilian von Baiern zu Anfang der zwanziger Jahre nach Dresden kam, erhielt diese strenge Etikette allerdings einen kleinen Stoß. Wie man mir erzählte, wünschte der König mit den Brüdern seines Schwagers einen Spaziergang durch die ganze Stadt zu machen, und da er schwarzen Frack und Pantalons trug, so mußten sich auch die Prinzen solche

anfertigen lassen. Die Hofschneider wurden nun schnell herbeigeholt. Prinz Anton, der bei dem Anprobiren der Unaussprechlichen die Hülfe seines Schneiders zurückwies, kam nach einer Weile aus seinem Cabinet wieder heraus und bemerkte dem Schneider, daß die Hosen eine Handbreit zu lang wären und um so viel kürzer gemacht werden müßten. Trotz aller Gegenreden des letztern bestand der Prinz darauf, und dieses Spiel wiederholte sich noch zweimal, bis endlich wieder kurze Beinkleider zu Stande kamen. Die Sache war ganz natürlich. Seine königliche Hoheit kannten das nothwendige Requisit bei dieser Tracht, die Hosenträger, nicht, und so waren denn bei mehrmaligem Auf- und Abgehen die Hosen immer heruntergerutscht.

Der 7. Juni, der Jahrestag der Rückkehr Friedrich August's aus seiner Gefangenschaft, wurde in der ganzen Stadt gefeiert. In der Kirche wurde eine trefflich executirte Messe von Morlachi aufgeführt. Im Theater am Lincke'schen Bad gab man „Le cantatrice villani,“ worin Benincasa als maestro di capella vortrefflich spielte und sang und in seinen angebrachten Lazzis höchst ergötzlich war. Dieser Oper folgte eine Cantate, deren Text und Musik miserabel waren. Dennoch war der Beifall des Publikums enorm, der aber nicht dem flachen Machwerk, sondern dem geliebten, hochverehrten Landesvater galt.

Unter vielen andern trefflichen Eigenschaften, die letzter besaß, charakterisirte ihn strenges Halten am gegebenen Worte und eine bis ins Kleinste gehende Gerechtigkeitsliebe. Einen Zug davon, den der Oberpostdirector von Hüttner mir erzählt hat, will ich hier mittheilen.

Die Postverwalter von Luppe, zwei Brüder, konnten bei der kleinen Station nach Oschatz, von $1^1/_4$ Meile, nicht bestehen, weshalb die Behörde beschloß, in Zukunft $1^1/_2$ Meile anzusetzen. Natürlich mußte dieser Beschluß dem Könige vorgelegt werden. Er fragte ganz einfach: „Ist denn Oschatz von Luppe eine Viertelmeile weiter gerückt? Wie kommt der Reisende dazu, $1^1/_2$ Meile statt $1^1/_4$ Meile zu bezahlen? Was sollen denn die Leute von mir denken? Das wäre ja ein offenbarer Betrug! Nichts da! Kann der Posthalter dabei nicht bestehen, so werde ich aus meiner Chatoulle den Mehrbetrag ersetzen.“ Und das geschah. Der König zahlte von nun an für jeden Reisenden die hinzugefügte Viertelmeile.

Böttiger und Hell waren die stehenden Referenten in der Abendzeitung über das Schauspiel und die deutsche Oper. Ersterer besprach gewöhnlich das Neue im Gebiet des Dramas oder berühmte Gäste, welche auftraten. Er war aber in seiner Kritik so breit, daß man sie nur mit

namenloser Geduld zu Ende lesen konnte, und wenn er tadeln mußte, so that er es äußerst diplomatisch und rücksichtsvoll. Hier ein kleines Pröbchen davon. Ueber die „Kluge Frau im Walde", oder der „stumme Ritter", ein Ritterschauspiel von Kotzebue aus dem vorigen Jahrhundert, was, wie Böttiger anführt, bereits 48 Vorstellungen auf der dresdener Hofbühne erlebt hatte, sagte er wörtlich: „Neu besetzt waren heute unter andern Edmund durch Herrn Wilhelmi und Volkmar durch Herrn Genast. Ersterem gelang der hinter dem Bruder verkappte Liebhaber recht gut. Wenn letzterem die vielgewandte, einschmeichelnde Geschmeidigkeit und die schmelzende Glut des sich ganz hingebenden jungen Rittersmannes schon seiner für so viele andere Rollen trefflich passenden Aeußerlichkeit und Stimme wegen etwas abzugehen schienen, so bemerkte man hingegen die fein gemessene Bewegung seines Geberdenspiels im besten Einklange mit seiner aus einer sehr guten Schule abstammenden, richtigen Declamation mit Wohlgefallen und fand dadurch aufs neue frühere Erwartungen vollkommen bestätigt." Ich hätte ganz einfach gesagt: Der junge Mann paßte nicht für diese Rolle!

Uebrigens war Böttiger auch ein vortrefflicher Redner aus dem Stegreif, wobei er allerdings gleichfalls einen langathmigen Periodenbau liebte. Bei der Feier

des Geburtstags der Frau Hartwig hatte ich Gelegenheit, dieses Talent an ihm zu bewundern, und sein geistreicher Toast, den er auf die Gefeierte ausbrachte, wäre gewiß mit großer Acclamation aufgenommen worden, wenn ihm dabei nicht seine Kurzsichtigkeit einen bösen Streich gespielt hätte, der die Anwesenden viel mehr in Verlegenheit als Begeisterung setzte.

Nachdem er höchst sinnvoll die Verdienste der Hartwig um die dramatische Kunst hervorgehoben hatte, nahm er aus einer ihm nahestehenden Vase eine Rose und verglich sie mit der Gefeierten. Seine Blindheit ließ ihn leider nicht bemerken, daß die schon halb verwelkte Blume sich während seiner Rede mehr und mehr entblätterte. Am Schlusse reichte er sie gar dem lieben Wiegenkinde als Ebenbild. Die Hartwig empfing die Entblätterte lachend und erwiderte sofort: „Lieber Böttiger! Ich habe mich stets Ihrer Gunst zu erfreuen gehabt, aber heute erst ist mir klar geworden, wie sehr die Liebe blind machen kann.“

Nach diesen Worten brach ein ungeheurer Jubel los, denn jeder war froh, daß er nun seiner Heiterkeit den Zügel schießen lassen konnte.

Einen hohen Genuß bereitete mir das Gastspiel von Sophie Schröder, die im August viermal auftrat. Ihre erste Rolle war die Jungfrau von Orleans, und

obgleich dieselbe weder dem Alter noch der Gestalt nach für sie paßte, so entzückte sie mich doch durch ihre Rhetorik, Plastik, Mimik und durch ihr hinreißend schönes sonores Organ. Unwillkürlich wurde ich dazu aufgefordert, zwischen ihr und der Wolff, die ich in Weimar diese Rolle hatte spielen sehen, Vergleiche anzustellen. In der Auffassung des Charakters waren beide sehr verschieden. Die Schröder gab ihn begeistert, mit einer ungeheuern Kraft, wobei ihr ihr wunderbar schönes Organ zu statten kam, dessen Stärke sie aber bei den lyrischen Stellen meisterhaft zu beherrschen wußte. Den Monolog im vierten Act habe ich nur noch in spätern Jahren von Sophie Müller gleich meisterhaft vortragen hören. Die Wolff gab mehr die träumerische Schwärmerin, ihr ziemlich klangloses Organ erlaubte ihr nicht die Kraftstellen zur Geltung zu bringen; dagegen entwickelte sie eine größere Nüancirung, da Schiller ihr Studium selbst geleitet und sie mit allen feinen Schattirungen der Rolle vertraut gemacht hatte.

Die zweite Rolle war die Kleopatra in Corneille's „Rodogune", die dritte Lady Macbeth und schließlich Medea nach Gotter. Außerdem gab sie noch sechzehn mimische Bilder. Von allen ihren Darstellungen war wohl die Medea das vollendetste Meisterwerk in Declamation, Plastik und Mimik. Die Steigerung ihrer Stimmmittel, als sie vom Drachenwagen herabrief: „Jason, begrabe

Deine Kinder!" brachte, gleich einem gewaltigen Donnerschlag, die erschütterndste Wirkung auf das lautlos verharrende Publikum hervor. Hier bewies sie, daß sie mit Recht den Namen der ersten traigschen Schauspielerin verdiente. Noch ist bis auf den heutigen Tag keine Künstlerin von solcher Größe in diesem Fach erstanden, und selbst die Bethmann konnte man ihr darin nicht an die Seite stellen, viel weniger die in ganz Europa vergötterte manierirte Rachel!

Die sechzehn Bilder, wobei sie hauptsächlich ihre meisterhaft ausgebildete Mimik entwickelte, bestanden zunächst aus vier Stellungen der Agrippina mit dem Aschenkrug des Germanicus. Die vier folgenden bezeichneten Liebe, Eifersucht, Haß, Verachtung. Daran schlossen sich Freude, Schreck, Furcht, Angst; endlich: Zorn, Wuth, Verzweiflung, Raserei.

Das Alles war mit solchem entsprechenden Gesichtsausdruck dargestellt, daß es der Worte nicht bedurfte, um den Sinn zu begreifen. Der Beifall des Publikums kannte fast keine Grenzen, und für mich wurde sie ein Leitstern bei meinen Studien. Später hatte ich noch öfter Gelegenheit, diese unübertreffliche Künstlerin zu sehen und zu bewundern.

Eine zweite Schicksalstragödie erschien am dramatischen Horizont und machte endlich die Runde über alle

deutsche Bühnen. Mit fast noch größerem Beifall als Müllner's „Schuld" wurde die „Ahnfrau" von Grillparzer vom Publikum aufgenommen, in der allerdings das Grasse nicht so lebendig hervortritt als in jener, obgleich das Motiv zum Untergang eines ganzen Stammes hier noch widerlicher ist als dort. Dort wird ein Meuchelmord an dem Thäter und seiner Genossin durch das Schicksal gerächt; hier müssen Schuldlose büßen, was eine verbuhlte Ahnfrau vor mehreren Jahrhunderten verbrochen hat. Ich habe noch bis heute die höchste Achtung vor Grillparzer's dichterischem Talent, welches sich in seiner „Sappho" am schönsten entfaltet hat, aber mit der „Ahnfrau", trotz der blühenden, bilderreichen Sprache, habe ich mich nie befreunden können. Die Darstellung war ziemlich gelungen zu nennen, besonders waren Burmeister als Borotin und die Schirmer als Bertha sehr brav.

Bei Proben ging es in unserm kleinen Conversationszimmer, wo Herren und Damen zusammen saßen, gewöhnlich sehr lustig her. Ein prächtig amüsanter alter Mann war Bösenberg, der sich bei den Mittheilungen aus seiner Lebensgeschichte, wozu er von uns jungen Leuten öfters veranlaßt wurde, wahrscheinlich den Baron Münchhausen zum Muster genommen hatte. Wir glaubten ihm natürlich Alles aufs Wort: daß er zehn Jahre Apotheker,

dann Schauspieler, dann auf einer Reise nach Sicilien von Korsaren gefangen genommen, nach Algier geschleppt und zwanzig Jahre dort Sklave gewesen sei. Die Favoritin des Dei hätte sich in ihn verliebt, sie wären beide geflohen, 40 Tage durch die Wüste gewandert, und endlich hätte sie ein europäisches Schiff aufgenommen, das aber durch einen Sturm nach Konstantinopel verschlagen worden wäre. Hier hätte er sich als Wunderdoctor etablirt, und da seine Zelinde eine Masse Gold und Juwelen mitgenommen, so sei er dort mit großem Pomp aufgetreten und das Geschäft wäre prächtig gegangen. Dreißig Jahre hätte er in glücklicher Ehe mit seiner geliebten Zelinde gelebt, da sei sie gestorben und er wäre auf einem hamburger Schiff nach Deutschland zurückgekehrt und wieder Schauspieler geworden. Eines Tages war Hellwig dabei und notirte die Jahre in sein Taschenbuch; als Bösenberg seine Erzählung beendet hatte, fragte Hellwig: „Papa, wie alt sind Sie jetzt?“ — „Na, das wißt Ihr ja alle, ich werde 68 Jahre!“ — „Das stimmt nicht, Papa. Sehen Sie: 10 Jahre Apotheker, dann 10 Jahre Schauspieler, 20 Jahre Sklave, 30 Jahre Wunderdoctor, nun wieder 40 Jahre Schauspieler: folglich sind Sie wenigstens 130 Jahre alt.“ — „Dummes Zeug!“ erwiderte Bösenberg ärgerlich. „Um ein paar Jährchen kann man sich bei solch bewegtem Leben doch verrechnen!“

Ich erwähne hier eines Stückes, weil es das erste dramatische Werk der Herzogin A. v. S. war, das unter dem Titel: „Die Abenteuer der Thorenburg, Schauspiel in fünf Acten von A. Heiter", am 16. October auf der Hofbühne zum ersten Mal zur Aufführung kam. Es war eine grausige Ritterkomödie, worin Gespenster, Martern, Verrath und alle möglichen Teufeleien vorkamen. Hell allein war der Verfasser dieses Dramas bekannt; er schrieb einen langen Bericht über den Inhalt desselben und ging dabei höchst diplomatisch zu Werke, um die hohe Frau weder durch übertriebenes Lob, noch durch Tadel zu verletzen. Am Schlusse sagt er, daß gewiß noch manches Anerkennungswerthe von dem jungen Dichter zu erwarten sei. Seine Worte waren prophetisch, denn wir verdanken der hohen Verfasserin, zwar auf einem ganz andern Gebiete des Dramas, manche tüchtige Werke, wie: „Lüge und Wahrheit", „Der Oheim" u. s. w., die eine Zeit lang das Repertoire der deutschen Bühne beherrschten; der „Majoratserbe", worin Emil Devrient so ausgezeichnet war, ist noch jetzt ein sehr beliebtes Stück. Welche Einsicht in das Bürgerleben hatte sich die hohe Frau erworben! Wie naturwüchsig sind ihre Charaktere! Und dennoch sind diese lebenswarmen Werke in der Sphäre eines Hofes entstanden, der sich durch seine Etikette so streng gegen die unter ihm liegenden Kreise abschloß.

Meine Verhältnisse bei dem Theater hatten sich in sechs Monaten nicht verbessert. Da ich mich der Gunst des Regisseurs nicht zu erfreuen hatte, so wurde ich nur in solchen Stücken beschäftigt, die man als Lückenbüßer betrachtete, dagegen in allen Novitäten im Schauspiel übergangen. Die Rollen, die mir hätten zukommen müssen, wurden in andere Hände gelegt, oder ich erhielt, wenn meine Mitwirkung sich ja nöthig machte, stets die undankbarere Aufgabe. Solche absichtliche Zurücksetzung konnte ich nicht ertragen, und bei einer abermaligen Uebergehung stand der Entschluß fest, um meine Entlassung einzukommen, wovon ich meine Braut und Weber in Kenntniß setzte. Letzterer sprach wie immer zum Guten und warnte wahrhaft väterlich, mich nicht von meiner Heftigkeit hinreißen zu lassen; er selbst würde dafür sorgen, daß man mich inskünftige besser im Schauspiel beschäftige. Aber was konnte er gegen den Regisseur ausrichten, der unumschränkter Herr bei der Vertheilung der Rollen war? Daß die Oper vorläufig kein größeres Feld gewinnen würde, war vorauszusehen, denn die Italiener hatten alle guten deutschen Opern, die accreditirt waren, in ihr Repertoire aufgenommen, und Weber war noch nicht mächtig genug, sie auf unsere Seite herüberzubringen, auch gingen ihm ja größtentheils die Mittel ab, sie würdig zu besetzen. Außer in den schon genannten Rollen des

Jakob, Seneschall und Durlinsky, wurde ich so wenig beschäftigt, daß ich im Eifer für meine Kunst erkaltete und geradezu Rückschritte machte.

Meine Braut sah selbst ein, daß der Regisseur mich absichtlich zurücksetzte, während ein paar junge Männer, die nach mir für das Schauspiel engagirt worden waren, von ihm ganz besonders bevorzugt wurden. Sie war also mit mir einverstanden, daß ich Dresden verlassen sollte, wenn ich abermals Anlaß zur Unzufriedenheit haben würde. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, da ich in einem Clauren'schen Stück: „Die Vorposten" die geringere Rolle bekam. Ich führte meinen Vorsatz aus und kam um meine Entlassung ein. Weber that zwar Alles, um mich zu halten, auch unser gutmüthiger Intendant bezeigte mir hierbei sein Wohlwollen und gab mir die Versicherung, daß das nicht wieder vorkommen sollte, aber die einmal mir zugetheilte Rolle könne er mir nicht abnehmen, die Autorität der Regie dürfe nicht gefährdet werden; mein Hauptfach würde künftighin ja doch die Oper sein.

Allerdings war es Weber's Absicht, die Oper nach und nach ganz vom Schauspiel zu trennen, damit war ich aber gar nicht einverstanden, denn mein Herz hing noch mehr am Schauspiel als an der Oper. Wallenstein und Götz waren das Ziel, wonach ich strebte, was mir ja

auch Goethe in Aussicht gestellt hatte, wenn ich in meinem Eifer und Fleiß nicht nachließe. Das konnte nun zwar noch lange dauern, ehe ich zu solchen großen Aufgaben gelangte, da ich erst zwanzig Jahre alt war, aber die Hoffnung dazu war mir von ihm, dessen Urtheile mir stets Orakelsprüche waren, gegeben worden. Genug, ich blieb taub für alle Vorstellungen und beharrte auf meiner Entlassung, die ich endlich von seiten der Intendanz nur mit Widerstreben erhielt.

Es war ein sehr leichtsinniger Streich, das sah ich, nachdem es geschehen, recht gut ein, denn ich wußte nicht, wo ich für den Augenblick ein Unterkommen finden sollte, aber Fortuna war mir auch hier günstig.

Als ich von dem Theaterbureau nach Hause kam, fand ich einen Engagementsantrag nach Hannover vor, der in pecuniärer Hinsicht höchst anständig war und nicht einmal die Bedingung eines vorhergehenden Gastspiels enthielt. Ueberglücklich eilte ich zu meiner Braut, die ebenfalls sehr erfreut darüber war, und nun wurde sogleich der Plan entworfen, daß sie mir bald dahin folgen sollte. Sie war ja von so einnehmendem Aeußern und so talentvoll, daß ich keinen Augenblick zweifelte, man werde sie dort engagiren.

Es that mir herzlich leid, die angenehmen Cirkel, in denen ich mich bewegt, wie die herrliche Gegend, für die

ich noch jetzt schwärme, zu verlassen. Auch der Abschied von Weber, meinen Freunden und Collegen, die mich fast alle gern hatten, that mir weh. Am schmerzlichsten war mir die Trennung von Julien.

Ich benachrichtigte meinen Vater sogleich von dem Vorfalle und setzte ihm alle meine Gründe auseinander; auch durfte ich ihm nicht verschweigen, daß ich einige Schulden gemacht, die er die Güte haben möge zu bezahlen. Die Antwort lautete: „Du hast einen übereilten, albernen Streich gemacht, ich wünsche, daß er zu Deinem Glück ausschlage. Deine Schulden sollen gedeckt werden, aber ich ermahne Dich aufs ernstlichste, Deinen heftigen, aufbrausenden Sinn zu ändern; damit kommt man nicht durch die Welt. Was Deine Braut betrifft, so rathe ich Dir, keinen allzu häufigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten; Eure gegenseitige Treue bewährt sich am besten, wenn Ihr Euch selten schreibt, und vor allem dringe ich darauf, daß Du nicht die Thorheit begehst, sie aus ihrer sichern Stellung zu reißen." Das war nun weder meine Ansicht, noch stimmte es mit dem Wunsche meiner Julie überein.

Da saß ich denn, nach einem kaum siebenmonatlichen Aufenthalt in Dresden, wieder in der beliebten Lohnkutsche, diesmal aber statt des Papas mein reizendes Bräutchen an meiner Seite, die mich, nebst ihrer treff-

lichen Schwester und deren Bräutigam, bis nach Meißen begleitete; dort schlug die Abschiedsstunde, und um so trauriger, als keine sichere Aussicht auf Wiedersehen war.

In Leipzig angekommen, machte ich sofort bei Hofrath Küstner meine Aufwartung. Er bewilligte mir, um mich kennen zu lernen, ein paar Gastrollen, obgleich sein Personal vollzählig war. Ich spielte, da mein Schauspielrepertoire nur aus wenigen Rollen bestand, den Julius in „Hedwig" und den Figaro in „Figaro's Hochzeit", was allerdings etwas frech war, da ich diese Rolle noch nie gespielt, sondern sie nur bei Häser studirt hatte, und jetzt nicht mehr als eine Probe stattfinden konnte. Der Erfolg war kein günstiger, und der kleine sarkastische Amadeus Wendt sagte in seiner Kritik über den Julius: „Herr Genast sprach gut, aber nicht an."

Nur Christine Böhler, welche die Hedwig vortrefflich spielte, sagte zu mir, daß ich die Verse sehr gut spräche und man aus allem sähe, daß ich in einer guten Schule gebildet sei. In meiner Niedergeschlagenheit erschien sie mir wie ein Friedensengel, der den bösen Feind zu verscheuchen weiß. Nicht ahnte mir damals, daß sie der Friedensengel meines ganzen künftigen Lebens werden sollte. Sie war sehr ernst und zurückhaltend in ihrem Betragen, aber eine unendliche Milde war damit verbunden. Dennoch glaube ich nicht, daß sie die freundlichen

Worte über mein Talent ausgesprochen hätte, wenn ihr nicht bekannt gewesen wäre, daß ich verlobt wär, und wenn sie nicht die Kälte des Publikums gegen mich für ungerecht gehalten hätte. Unwiderstehlich von diesem klaren, milden Wesen angezogen, fühlte ich mich dennoch wieder so wunderbar zurückgehalten, daß ich nicht gewagt hätte, auch nur ihre Hand zu berühren. Ihr für ihre freundliche Nachsicht und Aufmunterung dankend, sagte ich ihr tief beklommen ein Lebewohl.

Zweites Kapitel.

Engagement in Hannover.

So sollte ich denn das Vergnügen haben, abermals in den Marterkasten einer ordinären Post, die gelbe Kutsche genannt, gesteckt und nach Braunschweig geschleppt zu werden. Die jetzige Generation wird es kaum glauben, wenn ich versichere, daß wir zehn Stunden brauchten, um den Weg von Leipzig bis Halle zurückzulegen. Die Landstraßen nach Norden waren noch ziemlich in dem Zustand, in dem sie sich nach dem dreißigjährigen Krieg befunden haben mögen: stundenlang morastiger Feldweg, dann eine kleine Strecke Chaussee, dazwischen zuweilen auch ein Steindamm, der gewöhnlich in der Nähe eines kleinen Städtchens oder Dorfes angebracht war, um den dort wohnenden Schmieden und Wagnern einen hinreichenden Erwerb zu sichern, denn kein Tag verging, wo nicht ein Rad oder eine Feder auf dieser so sehr befahrenen Straße zerbrochen wäre.

Da das Expediren der Briefe und Packete sehr langsam vor sich ging und selbst auf den kleinern Stationen 3—4 Stunden von den Postbeamten dazu in Anspruch genommen wurden, so hätte man sich von der Fahrt wohl etwas erholen können, wenn die Herrn Postmeister nur für einige Bequemlichkeit der Passagiere besorgt gewesen wären, aber auf hölzernen Bänken und Stühlen konnte man doch die müden Glieder nicht erquicken. Der behaglichste Ort dafür wäre noch der stillstehende Postwagen gewesen, den ich und ein zweiter Passagier auch in Könnern, wo wir die Nacht um 2 Uhr ankamen, benutzen wollten, aber der freundliche Conducteur schnauzte uns an und schrie: „Na! das fählte noch, daß Se mer beim Auspacken im Wäge wären! Nischt da, Se müssen raus!“ Der gute Mann hatte im Grunde recht, da hinter unsern Sitzen das Gepäck aufgeschichtet lag.

Wir wurden in eine ungeheizte Stube gewiesen, in der sich nur eine hölzerne Bank ohne Lehne befand, auf der wir aber erst Platz nahmen, als wir uns ein wenig warm gegangen hatten! Nach länger als einer Stunde Wartens riß mir endlich die Geduld; ich stürzte aus der Spelunke hinaus und schrie: „Wie lange dauert denn das in dem verfluchten Nest?“ Ein echter Postillon erwiderte mir: „Hör'n Se ä mal! menegiren Se sich!

Könnern is kee verfluchtes Nest. Erscht muß der Herr Postmeester geweckt wäre, und das dauert ä bischen lange, eh' der aus dem Bette macht! Schlafen Se nur, mer woll'n Se schonst wecke, wenns fortgeht."—„Barmherziger Gott", sagte ich zu meinem Reisegefährten, als ich wieder in die Stube trat, „der Kerl von Postmeister liegt noch im Bett! Aber statt einer Antwort tönte mir starkes Schnarchen entgegen. Der Glückliche lag auf der harten Bank und schlief wie ein Murmelthier. Es blieb mir also nichts übrig als mich, in meinen Mantel gewickelt, auf den Boden zu legen und den Nachtsack als Kopfkissen zu gebrauchen. Endlich verlangte die Natur auch bei mir ihr Recht und trotz der geräderten Glieder schlief ich, bis mich und meinen Schlafkameraden ein gellendes „Na! Se woll'n wohl sitze bleibe!" emporriß.

Bei den Gerichten hatte man die Marterwerkzeuge abgeschafft, aber die ordinäre Post war vergessen worden. Als ich nach meiner Uhr sah, hatten wir in diesem Eldorado beinahe sechs Stunden zugebracht. Mittwoch um 7 Uhr früh war ich in Leipzig abgefahren und Freitag Nachmittag 4 Uhr kam ich in Braunschweig an.

Die Diligence, mit der ich von da nach Hannover fuhr, war vortrefflich im Vergleich zu der gelben Kutsche. In neun Stunden legten wir die acht Postmeilen zurück und kamen bei guter Zeit nach Hannover, wo ich in Ahles'

Schenke abstieg, die mir sehr empfohlen war und ihr treffliches Renommee bewährte. Bald nach meiner Ankunft trat ein kleiner Mann in mein Zimmer, der sich mir als Director Pichler vorstellte und mir sogleich eine lächerliche Schmeichelei ins Gesicht warf, indem er sagte: er hätte schon gehört, daß der berühmte Sänger Genast angekommen sei! Ich hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht, daß er mir zwanzigjährigem Burschen solch Prädicat beilegte. Bald sollte ich erfahren, daß er ein herzensguter Mann, aber voller Unterthänigkeit gegen das Theatercomité war, welches aus lauter hochadligen Herren bestand! Er hatte sich in diese Servilität so hineingelebt, daß er sie sogar auf seine Untergebenen übertrug, und obgleich er Hoftheaterdirector genannt wurde, so war er doch nur der geplagte pecuniäre Geschäftsführer dieser Stockaristokraten. Um den scenarischen und ästhetischen Theil hatte er sich gar nicht zu bekümmern, den besorgte Franz von Holbein, der Oberregisseur war.

Wie in Dresden, trat ich auch hier in „Jakob und seine Söhne" auf und erschrak nicht wenig, als nach meinem ersten Solo furchtbar gepocht wurde; ich dachte augenblicklich nicht daran, daß man hier damit seine Zufriedenheit aussprach. Julius Miller, ein damals sehr berühmter Tenorist, sang den Joseph; seine Technik

war erstaunlich und sein Vortrag sehr charakteristisch aber seine Stimme erinnerte gewaltig an die Synagoge. Da er durch und durch musikalisch gebildet war unr besser als mancher Kapellmeister eine Partitur lesen, konnte, so war er der Schrecken aller Dirigenten, und besonders der bekannte Criminalrath Hoffmann, der Dichter der geistreichen „Phantasiebilder in Callot's Manier", dem vor Erlangung seiner ebengedachten Stellung das Schicksal auf kurze Zeit den Dirigentenstab bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft in die Hand gegeben, mußte von Miller, der ebenfalls dort, als erster Tenor, engagirt war, vieles dulden. Wenn der arme Hoffmann mitunter in der Partitur sich nicht zurecht finden konnte, dann sang der sarkastische Tenorist gleich: „Nun find' ich mein Barbierzeug nicht." Er machte sich wegen dieser Eigenschaft und seiner Selbstüberschätzung manchen Feind, aber zugestehen mußten dennoch alle, daß er ein ganz tüchtiger Sänger und Schauspieler war.

Holbein sang und spielte den Simon mit großer Wahrheit, wie denn überhaupt alle Rollen gut besetzt waren. Wenn ein Weber an der Spitze dieses Ensemble gestanden hätte, so wäre nichts zu wünschen übrig geblieben, aber der Kapellmeister, ein Herr Sutor, war nicht der Mann, der das Meisterwerk in allen seinen Fein-

heiten verstand, noch weniger in seiner Großartigkeit zur Geltung bringen konnte.

Schon nach wenigen Wochen fühlte ich mich sehr unbehaglich in diesem Hannover, wozu besonders der abscheuliche Kastengeist, der damals dort herrschte, beitrug. Von einer Geselligkeit, zu der auch die Schauspieler gezogen worden wären, war nicht die Rede. Sänger wurden zuweilen eingeladen, aber nur um die Gesellschaft zu unterhalten, nicht um an ihr Theil zu nehmen. Ehe ich noch von dem Treiben in diesen hochadligen Cirkeln unterrichtet war, wurde ich eines Abends zu dem Grafen P. eingeladen, mit dem Bemerken, einige Lieder mitzubringen, da der Herzog von Cambridge, der die Musik sehr liebte, gegenwärtig sein würde.

Der Graf gehörte zum Comité und war wirklich ein Edelmann von Humanität und feinster Bildung. Wäre er der alleinige Chef des Theaters gewesen, so würde ich wahrscheinlich nicht sobald wieder Hannover verlassen haben.

Ich fühlte mich durch diese Einladung sehr geschmeichelt und warf mich in die eleganteste Balltoilette, miethete mir einen Stadtwagen nebst einem Diener, der mir den Schlag öffnete, und fuhr so vor dem Palais des Herrn Grafen vor. Zwei reichbetreßte Bediente mit Wachsfackeln sprangen herzu, um mir zu leuchten, als ein

Dritter im schwarzen Frack, der mich eingeladen hatte, ebenfalls hinzutrat und den beiden Betreßten etwas ins Ohr flüsterte, worauf diese mit hocherhobener Nase ihre frühern Plätze wieder einnahmen. Der befrackte Mensch geleitete mich zur Treppe hinauf und bezeichnete mir eine Thüre, wo ich eintreten möchte. Da der Flegel mir nicht die Thür öffnete, so mußte ich selbst das Amt übernehmen und trat in einen dunkeln Saal, der einiges Licht aus dem glänzend erleuchteten Nebenzimmer erhielt. Ich wollte mich eben dahin verfügen, als ein flüsterndes „Genast!" aus einer dunkeln Fensterbrüstung meine Schritte hemmte. Voll Verwunderung fand ich hier den Concertmeister Kiesewetter, der mit sarkastischem Lächeln sagte: „Wir Musikanten gehören nicht zur Gesellschaft! Wir machen Musik und damit Punktum!"

„Und das läßt sich ein Kiesewetter gefallen?" fragte ich ganz ärgerlich.

„Mein junger Freund", erwiderte er, „man muß mit den Wölfen heulen, will man von ihnen nicht zerrissen sein, darum bleiben Sie!"

Wenn ich es that, so geschah es eigentlich nur, um den Fürsten kennen zu lernen, von dem ich bereits so viel Gutes gehört hatte.

Endlich fand man es an der Zeit, die Kronleuchter anzuzünden, wodurch wir aus unserer Dunkelheit gezogen

wurden. Sowie sich das Licht verbreitete, sah ich noch drei Opferlämmer dieses Abends in der andern Ecke des Saals stehen, den zweiten Violinisten, den Cellisten und den Bratschisten, die sich erst nach der Aufforderung Kiesewetter's zu uns gesellten.

Nach und nach rauschten die hochadligen Damen herbei, denen die Cavaliere folgten, weil die Ankunft des Herzogs gemeldet wurde, der kurz darauf in schwarzem Frack, weißer Weste und langen schwarzseidenen Tricots eintrat. Nachdem die allgemeine Begrüßung stattgefunden hatte, wurde der Thee servirt; dann begann das Concert, was man mit einem Quartett von Haydn eröffnete. Der Herzog nahm seinen Platz neben Kiesewetter und wandte diesem die Blätter um. Er selbst soll ein braver Violinist gewesen sein. Ich sang einige Lieder, von denen ich eins, „Donnerstag nach Belvedere", auf Verlangen des liebenswürdigen Fürsten wiederholen mußte. Während der Pause wurde Backwerk, Punsch und Limonade herumgereicht. Bei der hohen Aristokratie verrichteten dieses Amt die betreßten Diener, bei uns der Frackmensch, der mich ganz verwundert ansah, als ich sogar den Punsch zurückwies. Der Herzog war sehr gnädig gegen mich, und ich mußte ihm Manches über Goethe und die weimarschen Theaterverhältnisse erzählen. Nachdem Kiesewetter noch ein Solo und ich

einige Lieder vorgetragen hatte, entfernte er sich, und ich benutzte die Gelegenheit, mich bei dem Grafen, der der einzige von den Cavalieren war, der sich diesen Abend mit mir freundlich unterhalten hatte, zu beurlauben, da ich den andern Tag eine starke Partie zu singen hatte, was er als Comitémitglied ganz in der Ordnung fand. Als ich mich eben entfernen wollte, trat der Baron von H. zu mir, der, obwohl auch Comitémitglied, den ganzen Abend noch kein Wort an mich gerichtet hatte, und sagte: „Singen Sie doch das letzte Lied noch einmal, ein paar Damen wünschen es.“ Dieser fast befehlende Ton erregte mich gewaltig, und gewiß nicht mit freundlichem Gesicht erwiderte ich: „Da ich morgen stark beschäftigt bin, so ist der Herr Graf bereits so gütig gewesen, mich für diesen Abend zu dispensiren“ — und mit einer steifen Verbeugung ging ich von dannen. Dieser Herr ließ mich später seinen Zorn schwer empfinden; er und noch ein solch liebenswürdiger Cavalier waren Ursache, daß ich einen dummen Streich machte.

Als ich aus dem Saal trat, standen die beiden Diener mit ihren Wachsfackeln da, aber keiner machte Miene, mir die Treppe hinabzuleuchten. Ich mußte wirklich über die stolze Haltung der betreßten Burschen lachen und sagte endlich demüthig: „Ach, wäre wohl einer der Herren so gütig nachzusehen, ob mein Wagen da ist?“ wobei ich

jedem einen Thaler in die Hand drückte. Die Kerle flogen wie Pfeile vor mir her, riefen den Wagen herbei und mit größter Unterthänigkeit halfen sie mir beim Einsteigen.

Kaum war ich ein Vierteljahr in Hannover, so waren diese zerklüfteten Verhältnisse des geselligen Lebens mir unerträglich. Hätte ein künstlerisches Zusammenleben unter den Schauspielern stattgefunden, so wäre ich wahrscheinlich über diese Calamität hinausgekommen, aber das waren zumeist Leute, die sich nur bei einem flachen Gespräch und einem Glas Graveswein oder Punsch behaglich fühlten. Nur einer war darunter, dem ich mit voller Achtung und Liebe ergeben war, und obgleich es sehr schwer hielt, seine nähere Bekanntschaft zu machen, denn er war Hypochonder bis zum Wahnsinn, so wurden wir doch allmählich einander so eng befreundet, daß ein tägliches Zusammenleben uns fast zum Bedürfniß wurde. Dieser treffliche Schauspieler war Leo, berühmt damals mehr durch die Anekdoten, die er in seinem Zorn mitten in der Action auf der Bühne lieferte, wie als Darsteller. Und doch hätte keiner von seinen Collegen den Namen eines Künstlers mehr verdient als er, und nur Ludwig Devrient übertraf ihn an Genialität. Besonders sein Nathan war eine so vollkommene Charakterzeichnung, wie sie wohl schwer ein Darsteller wieder

erreichen wird. Seine Kunst ging ihm über Alles, und wer ihn bei der Ausübung derselben störte, den betrachtete er als seinen bittersten Feind. Von der Rücksichtslosigkeit, die er in seinem unbegrenzten Zorn auf der Bühne während des Spiels an den Tag legte, will ich hier einige Pröbchen mittheilen.

In Würzburg spielte er den Hamlet. In der Prosceniumsloge saßen die Nichten und Neffen eines hohen geistlichen Herrn und sprachen zusammen, während Leo einen Monolog hielt. Wüthend eilte er dahin und rief, wenn auch nur halblaut, in die Loge: „Verdammte Pfaffenbastarde, wollt ihr die Mäuler halten, wenn ich spreche!" Natürlich mußte er die Stadt noch vor Nacht verlassen, um nicht gefaßt zu werden.

Ein anderes Mal, in Nürnberg, wo er den Franz Moor spielte und nach dem Monolog im vierten Act unter einem Sturm von Applaus abgegangen war, quikte bei der Verwandlung ein Rad. Er hält das für einen Pfiff, kehrt um, und bis in die Lampen vortretend, fragt er mit einer Donnerstimme: „Wer hat gepfiffen?" Alles sieht ihn verwundert an und hält ihn für verrückt. „Ich frage nochmals, wer hat gepfiffen? Ich nenne den einen Schurken, der einen Schauspieler wie mich auspfeifen kann. Ueberhaupt ist es gar keine Ehre für mich, vor einem solchen Duodezpublikum

zu spielen und meine Perlen vor die Säue zu werfen!"

Die Aufregung darüber war so groß, daß er unter polizeilichem Schutz nach Hause gebracht werden mußte und die Weisung bekam, sofort abzureisen.

In Braunschweig spielte er den Posa. Zugleich mit ihm ward der Schauspieler, der den Don Carlos gab und allerdings gegen ihn ein mittelmäßiger Schauspieler war, sehr stark applaudirt. Voll Zorn darüber kniet Leo mitten in der Scene nieder, und die Hände emporstreckend, ruft er: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" Aber er war als Schauspieler so geachtet, daß diese Grobheit, außer einem schallenden Gelächter, weiter keine Folgen nach sich zog. In Hannover war er schon etwas vernünftiger geworden, und wenn ja einmal ein paar Offiziere, die seine Reizbarkeit kannten, durch den ungeheuersten Beifall zischten, so war die einzige Revanche, die er nahm, den Kopf verächtlich herumzudrehen und seinen Rittermantel von der Kehrseite wegzuschleudern.

Mehr als einmal sprach er vom Todtschießen, weil sein Unterleibsleiden unerträglich würde. Er behauptete nämlich, daß eine lebendige Schnepfe mit ihrem spitzen Schnabel fortwährend in seinen Eingeweiden wühle. Dies war bei ihm zur fixen Idee geworden. Eines Tages

erschien er in Ahle's Schenke nicht bei Tische, was mich ängstlich machte, da er den Abend zuvor wieder vom Erschießen gesprochen hatte. Ich eilte zu sich und fand ihn auf dem Sopha liegen, zwei Pistolen vor sich auf dem Tisch.

„Störe mich nicht in meinem Vorhaben", schrie er mir entgegen, „oder, bei Gott, ich schieße Dich auch nieder!"

Gelassen trat ich auf ihn zu und nahm ihm die Pistolen, die er ergriffen hatte, ruhig aus der Hand. „Aha", sagte ich, „Du willst Deinen lange gehegten Vorsatz jetzt ausführen. Ich werde Dich nicht daran hindern; aber ehe Du Dich todtschießt, mußt Du mir noch einen Gefallen erweisen: Du mußt mir die Erzählung von den drei Ringen noch einmal sprechen — dann thue, was Du verantworten kannst!" Er blickte mich längere Zeit mit mißtrauischen Mienen an, allmählich aber wurden seine Züge immer freundlicher. Mir die Hand reichend, sagte er: „Du bist doch mein einziger wahrer Freund!" Dann kam er meinem Wunsche nach und sprach das Meisterstück Lessing's mit einer Wärme und Begeisterung, wie ich es niemals wieder gehört. Als er geendet hatte, bat ich ihn, sich anzukleiden und mit mir zu Mittag zu essen. Während er sich anzog, nahm ich das Pulver von den Pfannen, steckte die Pistolen zu mir und er erhielt sie erst

bei meiner Abreise von Hannover zurück. Leider führte er seinen Vorsatz, zum großen Verluste der Kunst, doch noch aus. Im Jahre 1824 erschoß er sich in Osmannstädt bei Weimar in einer Gartenlaube des Mühlenbesitzers Kämmerer, der sofort die Anzeige an das Criminalgericht zu Weimar machte, mit dem Bemerken, die Leiche abholen zu lassen, da kein Bauer den Selbstmörder anfassen, noch weniger auf dem dortigen Kirchhof begraben lassen wollte. Auf Befehl des Großherzogs Karl August geschah letzteres dennoch, doch rührte kein Bauer den Sarg an, sondern seine Collegen und weimarsche Bürger, die ihn als Künstler sehr hoch schätzten, begruben ihn. Er ruht in guter Nachbarschaft, denn kaum dreihundert Schritt davon befindet sich der Park, in dem Wieland bestattet ist. Noch jetzt sprechen die alten Weimaraner von ihrem trefflichen Leo mit großer Verehrung. Sein Tod erweckte in der deutschen Theaterwelt keine große Theilnahme. Allgemein hieß es: „Der verrückte Kerl, der Leo, hat sich doch noch erschossen.“

Drittes Kapitel.

Wilhelm Blumenhagen. — Franz von Holbein. — Der Vagabund. — Empörender Auftritt auf dem Theater. — Mein Contractbruch.

Außer Leo hatte ich noch einige andere Bekanntschaften gemacht, von denen mir die mit dem bekannten Novellisten Blumenhagen die interessanteste war. Blumenhagen hatte ein edles, markiges Gesicht mit dunkeln Augen. Sein Körper war, bis auf ein lahmes Bein, sehr wohl geformt, groß und kräftig. Als Dichter wurde er mir erst in einer Abendgesellschaft bei Holbein bekannt, wo sein „Simson" vorgelesen wurde. Dieses Werk brachte Holbein in einer sehr glücklichen Einrichtung auf die Bühne und wurde selbst ein trefflicher Darsteller der Titelrolle. Das Brechen der gewaltigen Säulen und der Einsturz des Tempels, das Ausheben und Abtragen des kolossalen Stadtthores, überhaupt Alles, was das Auge in Anspruch nehmen konnte, war

mit großer Geschicklichkeit von ihm arrangirt. Holbein war ein ganz ausgezeichneter Regisseur, nur daß er in den Fehler seiner meisten Collegen verfiel und alle dankbaren Rollen, gleichviel ob sie in sein Fach gehörten oder nicht, sich aneignete.

Daß Holbein viel Glück bei den Damen machte, war sehr begreiflich; nicht allein sein glanzvolles Aeußeres, auch seine feine Bildung und Liebenswürdigkeit gewannen ihm die Herzen.

Man erzählte mir, als ich 1826 in Breslau war, daß er dort ein inniges Verhältniß mit einer polnischen Dame gehabt, deren Gatte ihm befreundet gewesen. In letzterem sei Verdacht erweckt worden, und darum habe er seiner Frau in Gegenwart Holbein's unvermuthet angekündigt, daß er Breslau verlassen und mit ihr und den Kindern eine Reise nach Italien machen würde. Sie erklärt sich damit einverstanden, nur könne das wegen mannichfacher Einrichtungen erst in einigen Monaten geschehen. „Nein!" sagt ihr Gatte mit scheinbarer Ruhe, „wir reisen morgen! Ich habe Alles angeordnet und die Dienerschaft wird mit dem Gepäck nachkommen."

Holbein empfiehlt sich beiden und geht nach der Thür. Dort dreht er sich nochmals um und scheint mit bedeutungsvollen Blicken zu fragen: „Wirst Du reisen?" was die Treulose mit einem Lächeln und Schütteln des

Kopfes beantwortet. Ihr Gatte, der absichtlich beiden den Rücken zugekehrt, bemerkt alle Bewegungen im Spiegel. Zitternd erwartet er die Entfernung des Zerstörers seines häuslichen Glückes, dann erfaßt er einen Dolch, tritt auf die Ehebrecherin zu und spricht mit bebender Stimme: „Der Spiegel hat mir verrathen, in welchem Verhältnisse Du zu diesem falschen Freunde stehst. Schlechtes Weib, unwürdige Mutter, fahre hin, und Gott möge Dir und mir vergeben!" Bei diesen Worten sticht er sie nieder.

Darauf geht er hin und zeigt sich vor Gericht als Mörder seiner Frau an. Der König, genau von allen Umständen unterrichtet, begnadigt ihn, worauf der Unglückliche nach Polen zurückging und ein einsames Leben führte, sich nur der Erziehung seiner Kinder widmend.

Kurze Zeit nachher verließ auch Holbein Breslau und siedelte nach Wien über.

Nach und nach wurde ich in manche Kreise des Kaufmanns- und Beamtenstandes eingeführt. Dadurch hätte sich mein bürgerliches Leben mit der Zeit gewiß recht angenehm gestaltet, allein die Verhältnisse beim Theater wurden mir mit jedem Tage unerträglicher, und darum war ich entschlossen, wenn man mir meine Entlassung nicht freiwillig gäbe, einen recht dummen Streich zu machen und durchzugehen.

Eines Tages kam ein vagabundirender Schauspieler Namens Bruno, zu mir, und brachte mir Grüße von meiner Braut aus Dresden. Er sei mit ihren verstorbenen Aeltern befreundet gewesen, darum sei er von ihr und ihrer Schwester reichlich unterstützt worden, doch das Unglück verfolge ihn, darum bäte er auch mich, ihm eine Summe von mehreren Thalern zu geben, die er aber nur als Darlehn betrachten wolle. Der Kerl sah furchtbar abgerissen aus, und mein Verstand hätte mir sagen müssen, daß hier eine reiche Unterstützung oder gar ein Darlehn nicht am Platze sei; meine Gutmüthigkeit aber gewann die Oberhand, und so gab ich dem Burschen fast einen ganzen Anzug, den er sogleich in meinem Schlafzimmer anlegte, die Hälfte meiner Kasse, einen Louisdor, und wünschte ihm, da er sofort abreisen wollte, viel Glück.

Während ich bei Tische saß, ließ mir der Kaufmann Hölzel aus Dresden sagen, daß er krank angekommen und im Deutschen Haus abgestiegen sei. Ich eilte zu ihm und trat zunächst ins Speisezimmer, um mich zu erkundigen, auf welcher Stube mein Freund Hölzel wohne; wie erstaunte ich aber, als ich den Herrn Bruno ganz allein am Tische hinter einer Flasche Champagner sitzen sah. Ich wollte meinen Augen und Ohren nicht trauen, als mir der Kerl mit der größten Unbefangenheit zurief: „Ah

sieh da! Genast! Kommen Sie her und trinken Sie ein Glas Champagner mit mir." Diese grenzenlose Frechheit setzte mich so in Wuth, daß ich nahe daran war, ihm die Flasche auf dem Kopfe zu zerschlagen. Ich besann mich jedoch eines Bessern und sagte: „Herr Wirth! damit Sie nicht auch wie ich betrogen werden, so bemerke ich Ihnen, daß der Louisdor, den dieser freche Mensch Ihnen vielleicht nur vorgezeigt, um Credit zu erhalten, von mir ist, ebenso sein ganzer Anzug, den er sich heute bei mir erbettelt. Er hat meine Leichtgläubigkeit auf das schändlichste mißbraucht." Als der Mensch etwas erwidern wollte, schrie der Wirth: „Hausknecht! wirf mir diesen schlechten Kerl zum Hause hinaus, ich will von so einem Schuft nicht bezahlt sein!" Allein noch ehe die Execution vollstreckt werden konnte, war der Bursche zur Thür hinaus. Hatte ich mich erst furchtbar geärgert, so mußte ich doch nachher über diesen Komödiantenstreich wie über die in großen Sätzen vollbrachte Flucht des Vagabunden herzlich lachen.

Der Tenorist Löhle, der vor seinem Abgang nach München noch einmal in der Sutor'schen Oper „Apollo's Wettgesang" auftreten sollte, wurde am Tage der Vorstellung heiser. Da er aber mit dem Kapellmeister Sutor nicht im besten Einvernehmen stand, so entschloß er sich trotzdem, der Aufführung kein Hinderniß in den

Weg zu legen, nur erklärte er die große Arie weglassen zu müssen.

Der Herr Kapellmeister hatte einem der Herren Comitémitglieder mitgetheilt, daß dies nur böser Wille von Löhle sei. So kam denn Graf F. mit dem Baron H. auf die Bühne. Ersterer fragte in größter Heftigkeit, ungefähr wie man einen widerspenstigen Bedienten anredet: „Sie wollen die Arie nicht singen?" — „Ich kann nicht, Herr Graf", erwiderte Löhle. „So werde ich Sie mit Wache heraus auf die Bühne bringen lassen, und wenn das noch nicht hilft, werde ich zwei Corporale beordern, die Sie durch andere Mittel zum Gehorsam zwingen werden."

Ich war Zeuge dieser empörenden Scene und glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Wäre der humane, liebenswürdige Graf P. gegenwärtig gewesen, so wäre das nicht geschehen. Löhle ließ sich durch die Drohung einschüchtern und krächzte die Arie zum Schrecken aller musikalischen Ohren herunter.

Diese demüthigende Scene, welche unsern ganzen Stand auf das tiefste herabwürdigte, brachte meinen längst gehegten Plan zur Reife. Den andern Tag ging ich zu dem Herrn Baron H., da der Graf P. verreist war, und bat um meine Entlassung. Mit zurückgeworfenem Kopfe und erhobener Nase hörte er mein Gesuch

an und gab mir darauf den Bescheid: „Sie haben noch ein halbes Jahr Contract; sobald dieser zu Ende ist, können Sie, da Sie doch die Erwartungen nicht erfüllen, die man von Ihnen gehegt hat, gehen, wohin Sie wollen." Ich erwiderte: „Nun, Herr Baron, um so eher können Sie mein ganz unterthäniges Gesuch erfüllen; geschieht es nicht, so werde ich meinen Contract brechen." Mit großer Ruhe sagte er: „Deserteure kann man schon wieder einbringen! Adieu!" Darauf drehte er mir den Rücken zu und ich ging voller Ingrimm von dannen.

Mein Entschluß stand nun fest, aber wie ihn ausführen, das war die Frage, da mir die pecuniären Mittel fehlten, mit Extrapost davonzufahren. Meinen Vater zu diesem Zwecke um Geld anzusprechen, war nicht thunlich, und ich hätte gewiß nichts anderes als einen furchtbaren Rüffel und den Befehl erhalten, meinen Contract unter keiner Bedingung zu brechen. Da half mir ein Freund aus der Noth und gab mir eine Summe, mit der ich glaubte nach Leipzig kommen zu können.

Außer diesem Freunde, meinen Wirthsleuten und Woltereck, unserm ersten Bassisten, wußte Niemand um meine Flucht, die um Mitternacht vor sich ging und auf der mich der letztere sogar bis nach Braunschweig begleitete. Ich suchte so schnell als möglich die preußische Grenze zu

erreichen und fuhr, um Nachforschungen zu entgehen, über Magdeburg. Dort war mein Geldvorrath zu Ende, und mein erster Weg ging zum Director Fabricius, einem alten Freunde meines Vaters. Der wackere Mann half mir bereitwilligst aus der Verlegenheit, sodaß ich ungehindert meine Reise nach Leipzig fortsetzen konnte.

Viertes Kapitel.

Contract mit Küstner. — Väterlicher Zorn. — Dresden. — Seconda's Vorschlag. — Reise nach Prag in Gesellschaft Lemm's. — Die österreichische Mauth. — Abenteuer in Schlan.

Der Hofrath Küstner schloß mit mir einen Contract ab, nach welchem es ihm wie mir frei stehen sollte, nach sechs Wochen zu kündigen; mein bisheriges Betragen, wie er mir ohne Rückhalt sagte, hätte ihn doch etwas stutzig gemacht. Um nicht wieder mit einem langweiligen Lohnkutscher, noch weniger mit der gelben Kutsche zu fahren, miethete ich mir ein Pferd, und der Philister hatte so gutes Vertrauen auf mein ehrliches Gesicht, daß er nicht einmal einen Einsatz für seine Rosinante von mir verlangte. Schweren Herzens trabte ich nun nach Weimar, um die Strafpredigt meines Vaters zu empfangen. Mit einem Freudenschrei empfing mich meine gute Mutter, der Vater aber sah mich verwundert an und fragte, woher ich so plötzlich käme.

Ich setzte ihn von Allem, was ich gethan, in Kenntniß und verschwieg ihm nicht den kleinsten Umstand meines leichtsinnigen Streichs. Sein Gesicht war im Anfang so zornig, daß ich dachte, er würde mich zur Thüre hinauswerfen, doch nach und nach wurde es milder, wozu besonders die Fürsprache der liebenden Mutter beitrug. Endlich sagte er: „Fährst Du so fort in Deinem Leichtsinn, so wird zuletzt ein Vagabund aus Dir werden, und mein graues Haupt wird mit Schande in die Grube fahren.“ Ich fing bitterlich zu weinen an, denn Schrecklicheres konnte er mir nicht sagen, da ich ihn und die Mutter über Alles liebte. „Wie viel betragen Deine sämmtlichen Schulden? Die müssen vor allem gedeckt werden, damit es nicht heißt, Du wärest Schulden halber durchgegangen.“ Ich theilte ihm deren Betrag mit und er brachte die Sache in Ordnung. Den andern Tag kam ein Brief vom Director Pichler, der meinen Vater von meinem Streiche in Kenntniß setzte, wobei er aber bemerkte, daß um seinetwillen mein Contractbruch nicht bekannt gemacht werden solle. Wenn das wirklich unterlassen worden ist, so hatte ich es wohl zumeist dem edlen Grafen P. zu danken. Vier Tage blieb ich in Weimar, machte aber nirgends einen Besuch, außer bei meinem väterlichen Freunde, dem Geheimen Hofrath Kirms, von dem ich auch einen kleinen Rüffel erhielt. Nachdem mein

Pferd vorgeführt worden war, nahm ich rasch Abschied von den Aeltern und setzte mich auf; die Mutter eilte mir nach und rief: „Eduard, Du hast mir ja keinen Abschiedskuß gegeben!" Ich sprang ab und schloß sie zärtlich in meine Arme; es war das letzte Mal, denn ich sollte sie nicht wiedersehen.

Mein nächstes Ziel war Dresden, um meine Braut zu sehen und von da nach Prag zu gehen, wo mir ein Gastspiel auf Engagement angeboten war. Die erste Vorstellung, die ich in Dresden sah, war „Johann von Paris", worin Hellwig den Seneschall und Signora Sandrini die Prinzessin sang. Meine Braut empfing mich voller Freude, und ich hatte Gelegenheit, in der genannten Oper mich von ihren Fortschritten zu überzeugen, denn sie sang und spielte den Pagen ganz reizend. Mein erster Weg am andern Tage war zu Weber, der mich mit großer Herzlichkeit empfing und mir bei meiner Abreise einen Empfehlungsbrief nach Prag an den Professor Gerle mitgab. Am Abend war eine große Gesellschaft bei Clauren, wozu ich ebenfalls eine Einladung erhielt. Weber, Winkler, Böttiger und Kind waren die Spitzen des literarischen Cirkels. Meine Julie wurde von der jüngern und ältern Männerwelt umschwärmt, und sie nahm diese Huldigungen zu meinem großen Verdruß mit leichter Koketterie an. Sonst hatte sie in solchen

Gesellschaften nur Augen für mich und saß stets an meiner Seite; das war nun anders, denn sie war der Liebling des gesammten Publikums geworden.

Der wackere Seconda nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf, obgleich nach seiner Ansicht mein Benehmen gegen den Herrn Intendanten damals sehr ungehörig gewesen war. Er fuhr fort: „Ich kann Dir sagen, mei Sohn, daß es Ihrer Majestät unserer allergnädigsten Königin leid gethan hat, und daß sie Dir noch immer gnädig gewogen is." Ich bemerkte, daß ich bereute, jenen Schritt in meiner Hitze gethan zu haben, und daß ich wünschte, ihn ungeschehen machen zu können. „Wenn Du Reue fühlst, mei Sohn", entgegnete er, „so läßt sich die Sache wieder in Ordnung bringen. Du machst ä unterthänigstes Gesuch an Se. Majestät unsern allergnädigsten König, worin Du sagst, er möge Deiner Jugend den unbesonnenen Streich verzeihen und Dich wieder in seine Dienste aufnehmen. Du wollteſt Dir nie wieder einen solchen Fehltritt zu Schulden kommen lassen. Ich führe Dich dann nächsten Sonntag uf die Gallerie, durch die Se. Majestät in die Kirche geht; da thust Du vor ihm einen Fußfall und überreichst ihm das Bittschreiben. Das Andere wird sich schon machen." Das war nun freilich eine Zumuthung, die mich aufs höchste entrüstet haben würde, wenn ich nicht erkannt hätte, wie gut

der Rath von dem alten braven Manne gemeint war. Ich, der ich zwei bessere Engagements bereits in der Tasche hatte, sollte einen Fußfall thun, um eine Stellung wieder einzunehmen, die durch solch eine Demüthigung gewiß nicht besser, sondern noch schlechter als früher geworden wäre! Mit aller Freundlichkeit erwiderte ich dem redlichen Manne, daß ich bereits in Leipzig ein Engagement, wenn auch nur auf kurze Zeit, abgeschlossen hätte, und jetzt nach Prag ginge, von wo mir ebenfalls ein vortheilhaftes Engagement angeboten wäre.

Doch wenn dies Alles auch nicht gewesen wäre, wenn man mich auch ohne Fußfall engagirt hätte, würde ich doch nicht nach Dresden zurückgekehrt sein. Julie zeigte mir nicht mehr die alte Liebe. Früher war ihre Stellung beim Theater noch eine untergeordnete, jetzt war sie die Gefeierte und Alles machte ihr den Hof. Indessen glaube ich doch, daß, wenn wir beisammen geblieben wären, unser Verhältniß sich nicht gelöst haben würde.

Den Tag vor meiner Abreise nach Prag lernte ich Lemm von Berlin, den würdigsten Schüler Iffland's, kennen. Da er nach Wien und ich nach Prag zu einem Gastspiel wollte, so nahmen wir gemeinschaftlich einen Lohnkutscher für uns allein, der die Weisung von Lemm bekam, den Wagen gegen Abend in das Hotel de Russie zu schaffen, wo wir beide wohnten, weil er es liebe, daß

Alles gepackt sei, wenn die Pferde vorgelegt würden. Das eigentliche Warum wurde mir erst später offenbar.

Am andern Morgen traten wir zu früher Stunde unsere Reise an. Unterwegs sagte mir Lemm, daß er 500 Stück echte Havanna-Cigarren bei sich führe, die er zu schmuggeln gedächte, denn das österreichische Zeug wäre nicht zu rauchen. „Wenn man Sie erwischt, müssen Sie furchtbare Strafe zahlen! Wo haben Sie sie denn verborgen?“ fragte ich. „Das ist mein Geheimniß und über der Grenze sollen Sie es erfahren“, erwiderte er. Als wir an die Grenze kamen, stieg er ganz gelassen aus und ich folgte. Nachdem wir unsere Pässe und die Kofferschlüssel einem martialisch aussehenden Visitator überreicht hatten, zog Lemm sein Cigarrenetui hervor und steckte sich eine an. Der Bursche fragte sogleich: „Haben Euer Gnaden Tabak bei sich?“ — „Nein!“ rief Lemm. König Philipp hätte dieses Nein nicht markiger sprechen können. „Aber Cigarren, und noch dazu echte Havanna, wollen der Herr Inspector eine versuchen?“ Und dabei reichte er ihm sein Etui hin. „O, Euer Gnaden sein gar zu gütig, wanns erlauben.“ Schmunzelnd griff der Kerl zu und fragte weiter: „Haben Euer Gnaden noch mehr von der Sorten?“—„Ja“, sagte Lemm, „aber nicht hier.“ „Dann ist's gut, Euer Gnaden, für die brauchens keinen

Zoll zu zahlen.“ Nun wurden die Koffer, Kutschkasten und Seitentaschen des Wagens untersucht. Mit Spannung stand ich dabei, während Lemm ganz unbefangen auf und ab ging; es wurde nichts gefunden. Wo mögen die Cigarren nur stecken? dachte ich. Als Alles wieder in Ordnung war und wir unsere Pässe in Empfang genommen, ging die Reise weiter. Kaum hatten wir das Zollhaus einige hundert Schritte hinter uns, so wollten sich Lemm und der Kutscher, der natürlich um das Geheimniß wußte, vor Lachen ausschütten. „Zum Teufel!“ rief ich, „wo haben Sie denn Ihre vermaledeiten Cigarren, um die ich so viel Angst ausgestanden, hingesteckt?“ Darauf entwickelte sich folgendes Gespräch:

Kutscher. Herr Jeses! der junge Herr hat noch nischt gemerkt un sitzt doch schon über sechs Stunden in der Kutsche? Na da schlag ä Dunnerwetter drein!

Lemm. Betrachten Sie gefälligst den Plafond des Wagens; hinter diesem feingesponnenen Netz, das mit der Decke ziemlich in Farbe harmonirt, ist mein Reichthum reihenweise aufgespeichert.

Ich sah in die Höhe, und richtig, da war das Netz, hinter dem man nur undeutlich die Cigarren sah.

Ich. Aber wenn der Visitator nach oben gesehen und das Netz sammt seinem Inhalt entdeckt hätte?

Lemm. Ach! was denken Sie; so ein Kerl sieht

immer nur nach unten, niemals nach oben. Und hätte er die Cigarren entdeckt, so hätte mich mein diplomatisches Gespräch mit ihm wenigstens von der Strafe befreit. Wenn ich sie nur schon glücklich nach Wien hinein hätte. „Prag soll uns nicht entzwein", sagt Obrist Wrangel.

Wir übernachteten in Teplitz und fanden dort sehr gutes Unterkommen, da noch keine Saison war. Höchst elegante Zimmer, gutes Essen, treffliche Betten und prompte Bedienung. Einen furchtbaren Contrast sollten wir den andern Abend in Schlan finden. Bei ziemlicher Dunkelheit fuhren wir in eine Kneipe, die mehr einer Räuberhöhle als einem Wirthshaus glich. Die ersten Gestalten, die wir erblickten, waren ein paar Slowaken die in der Hausflur lagen und ihre Suppe aus einer schmuzigen hölzernen Schüssel löffelten. Ein Hausknecht half dem Kutscher die Pferde ausspannen. Eine Magd, aus deren weißem Kopftuch ein wahres Madonnengesicht mit dunkeln Augen blickte, geleitete mich — denn Lemm verließ den Wagen nicht, bevor ich ihm nicht Bericht erstattet hatte, wie es oben aussähe — eine Treppe hoch in ein zwar niederes, aber doch gerade nicht unsauberes Zimmer mit zwei Betten. Ich referirte, daß es eben nicht übel aussähe. Nun packte er alle Taschen und Kasten aus, die der Kutscher und Hausknecht mir oben übergeben mußten; auch die Koffer mußten heraufgeschafft

werden, was in Teplitz nicht geschehen war. Endlich erschien er selbst, und auf seinem düstern Gesicht lag eine Welt voll Argwohn und Mißtrauen, dem eine kleine Färbung von Furcht sich beigesellte. Meinen Säbel hatte er umgeschnallt und war, furchtbar damit rasselnd, die Treppe heraufgeschritten. Als wir mit dem Kutscher allein waren, rief Lemm: „Kutscher, in welche Räuberhöhle habt Ihr uns gebracht?“

Kutscher. Ne, ne, Herr Lemm. Se können ganz sicher sei! Ich kehre immer hier ein und es is noch kenen meiner Paschaschiere was gestohlen worden. Es sein Böhmaken, aber ganz ehrliche Leute.

Lemm. Ueber Euch komme das Blut, was vergossen werden dürfte.

Kutscher. Herr Jeses! sinn Se doch nur nich ängstlich un schlafen Se wohl! Ich will in der Küche sagen, daß se sich mit dem Essen dummeln sollen.

Lemm. Sie sollen sehen, Genast! wir sind hier in einer Mördergrube und können eine Scene erleben, wie die in der „Nacht im Walde“*).

Ich. Aber liebster, bester Lemm! sie sind sonst so energisch und zeigen sich — nehmen Sie mir es nicht übel — hier so verzagt.

*) Eine kleine, früher sehr beliebte französische Oper, wo die Reisenden von Räubern angefallen werden.

Lemm (das Thürschloß untersuchend). Da haben wir's! Das Schloß hat nur einen Drücker, und wenn wir ihn auch hereinnehmen, so können die Spitzbuben mit einem andern die Thür öffnen und uns im Schlafe erwürgen. Sie sollen sehen, meine Ahnungen trügen mich nicht.

Das Essen wurde gebracht; die wiener Schnitzeln, der Melniker und auch die böhmischen Kolatschen zum Nachtisch waren gut. Die Magd fragte, ob wir in einem Zimmer schlafen wollten oder ob ich ein anderes haben wolle. Sogleich rief Lemm mit Pathos: „Max, bleibe bei mir! geh' nicht von mir, Max!" Ich mußte gerade hinauslachen und wußte nun wahrlich nicht, ob seine vorher bewiesene Furcht nicht Komödie gewesen war.

Bevor er sich jedoch ins Bett legte, zog er den Drücker vom Schloß, rückte den Eßtisch vor die Thüre und stellte noch verschiedenes Geräth darauf und die Koffer darunter, sah unter die Betten, zog dann meinen Säbel, dessen Korbgriff er sich noch mit einem Handtuch umwickelte, und legte sich so nieder. Es war ein höchst drolliger Anblick, wie er so dalag, die Nachtmütze auf dem Kopfe und die blanke Waffe auf der Bettdecke ausgestreckt. Es dauerte nicht lange, so schnarchte er, daß die Fenster zitterten. Nicht aus Furcht, sondern wegen seines Schnarchens konnte ich lange den Schlaf nicht finden.

Als ich am andern Morgen erwachte, lag er noch

ganz so da, wie er sich niedergelegt hatte, nur die Zipfelmütze hatte sich über die Augen geschoben. Nachdem ich mich geräuschlos angekleidet und die Geräthschaften von der Thür weggeschafft hatte, dachte ich: Für Dein gräßliches Schnarchen mußt Du auch etwas haben. Ihn im Auge behaltend, warf ich mit großer Heftigkeit einen Stuhl um; sogleich hieb er mit dem Säbel um sich und rief, noch halb schlaftrunken: „Diebe! Mörder! Spitzbuben!“ und Wasserflasche, Glas und Waschschüssel flogen in Scherben zu Boden. Ich hatte mich wohlweislich fern von ihm gehalten und lehnte mich vor Lachen an den Tisch. Als er seine Augen frei gemacht und gesehen, was er angerichtet hatte, stimmte er in mein Gelächter ein und fragte: „Was war denn das für ein verfluchtes Gepolter?“ Ich konnte vor Lachen nicht sprechen und deutete nur auf den Stuhl und die zerschlagenen Gefäße.

Der Kaffee, wie das Gebäck, was wir bekamen, waren gut und die Rechnung billig. Das Gefecht kostete dem guten Lemm extra zwei Gulden.

Der Morgen war sonnenhell und ein milder Frühlingswind wehte uns an. Da mir Lemm gesagt hatte, daß das Einfahren von dieser Seite nach Prag überraschend schön wäre, hatte ich mich auf den Bock zu dem Kutscher gesetzt und war ganz verblüfft, als dieser auf ein altes Festungsgemäuer vor uns deutete und sagte: „Das

ist Prag.“ Wie aber war ich bezaubert, als wir auf das Plateau des Hradschin gelangten und die alte Königsstadt mit ihrem Häusermeer und den unzähligen Kuppeln und Thürmen vor mir lag, durch welche sich die Moldau wie ein Silberband schlängelte. Ich war entzückt, und obgleich mir ein Blick das ganze Panorama entfaltete, so hätte ich doch tausend Augen haben mögen, um alle diese Schönheiten zu erfassen und meinem Gedächtniß vollkommen einzuprägen. Die Brücke, obgleich sie nicht so weit gespannt ist wie die dresdener, gewährt dennoch mit ihren vielen Statuen einen weit imposanteren Anblick.

Fünftes Kapitel.

Mein Auftreten in Prag. — Henriette Sontag. — Gartenvergnügen bei Ludwig Löwe. — Contractabschluß. — Der Taschendieb und Falschmünzer. — Das Nepomukfest.

Wir stiegen im Schwarzen Roß ab und sahen Abends im Theater „Wallenstein's Tod". Die Zeit war zu kurz, als daß ich Madame Liebich, die nach ihres berühmten Gatten Tode die Direction übernommen, zuvor schon meine Aufwartung hätte machen können.

Ich fand Bayer als Wallenstein sehr brav; auch Lemm war mit seiner Auffassung dieses Charakters sehr zufrieden, nur tadelte er das ewige Auf- und Abgehen, wobei er die boshafte Bemerkung machte: „Wenn der so fort läuft, so wird sich am Schluß des Stücks eine Hohlkehle im Proscenium finden." Nach dem ersten Act gingen wir auf die Bühne und ich stellte mich der Frau Liebich, welche die Herzogin gab, vor. Sie sagte mir mit vieler Freundlichkeit, daß ich in einigen Tagen nach meinem

Wunsch als Jakob auftreten könne. Ihr Bräutigam, der Tenorist Stöger, übernahm es, mich den Herren Bayer, Polawsky und Ludwig Löwe, den Damen Brunetti und Schwarz vorzustellen. Es war im Ganzen eine höchst gelungene Darstellung, Löwe als Max ganz ausgezeichnet; sein weiches und melodisches Organ erinnerte mich ungemein an Oels. So und nicht anders mußte Schiller sich seinen Max gedacht haben. Auch Lemm war voll des Lobes über ihn und wünschte, daß Berlin einen solchen ersten Liebhaber besäße.

Den andern Tag reiste Lemm nach Wien ab und ich bezog ein Privatlogis bei einer Frau von R., die Witwe war und zwei sehr liebenswürdige Töchter hatte.

Der Zufall wollte es, daß Bayer, der Regisseur war, in demselben Hause wohnte, und so machte ich ihm zunächst meine Aufwartung.

Endlich erschien der große Tag, wo ich als Jakob vom Stapel gelassen wurde. Mit mir zugleich trat ein junges reizendes Mädchen von 14 Jahren als Benjamin auf, das später nicht allein Deutschland, sondern fast ganz Europa durch ihr Gesangstalent, ihre reizende Stimme und liebliche Schönheit entzückte; das Mädchen war Henriette Sontag. Da über die Kindheit dieses Sonntagskindes, soviel mir bekannt ist, in keiner Biographie etwas gesagt wird, so mag es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn

ich hier einige Notizen darüber mittheile, die ich aus bester Quelle, von dem Kaufmann Hörle, dem Freunde ihrer Aeltern, habe. Henriette Sontag wurde 1804 geboren. Schon als Kind entwickelte sie dramatisches Talent und sang, noch nicht sieben Jahre, die Lilli im „Donauweibchen“. Kurze Zeit darauf starb ihr Vater ihre Mutter erhielt ein Engagement in Darmstadt, das sie aber nach Jahr und Tag wieder löste. Sie übergab Henriette und ihre jüngere Tochter Nanni ihrer Mutter in Mainz und ging in die Welt hinaus, um sich ein anderes Engagement zu suchen, was sie auch nach einiger Zeit in Prag unter Liebich's Direction fand. Ihre erste Sorge war nun, ihre Kinder kommen zu lassen, und ihr treuer Freund Hörle in Frankfurt übernahm es, die Kinder in Mainz abzuholen, sie in Frankfurt dem Postconducteur, reichlich mit Geld und Kleidern versehen, zu übergeben und ihn zu bitten, sich der armen Kleinen anzunehmen, was auch geschah. Wer hätte auch dieser reizenden Kinder sich nicht mit Liebe annehmen sollen! Nach langer Fahrt gelangten sie endlich zu ihrer Mutter.

Henriette mußte Liebich etwas vorsingen und er war so begeistert über das Wunderkind von elf Jahren, daß er sie dem Publikum in zwei Arien des „Oberon“ (von Wranitzky) vorführte. Sie hatte eine so silberhelle Stimme, die von der Natur durch außerordentliche

Geläufigkeit ausgestattet war, daß ihr großer Beifall zu Theil wurde. Von nun an bis in ihr vierzehntes Jahr genoß sie ununterbrochen musikalischen Unterricht im dortigen Conservatorium; ihr Lehrer war Herr von Trübensee. In ihrem vierzehnten Jahre war sie fast ganz ausgebildet und betrat, wie ich eben bemerkte, als Benjamin zum ersten Mal die Bühne.

Reicher Beifall wurde ihr und auch mir zu Theil; das Duett im dritten Act mußten wir auf Verlangen wiederholen und wurden mehrmals gerufen. Der Referent im dortigen Lokalblatt, Professor Gerle, machte die boshafte Bemerkung: „Vater Jakob und Sohn Benjamin zählten zusammen 35 Jahre, hatten also noch nicht das Alter von Sohn Joseph erreicht."

Das künstlerische Treiben an dem prager Theater gefiel mir außerordentlich, und es that mir schon leid, daß ich in Leipzig, wenn auch nur auf kurze Zeit, gebunden war. Da ich in meinem ersten Debüt so gefallen hatte und die Frau Director Liebich mich im Schauspiel zu sehen wünschte, so schlug ich — keck genug — den Mortimer vor, Goethe's Ausspruch dabei ganz vergessend. Mein Vorschlag wurde angenommen — und ich lief mir die Nase gehörig auf, denn es war eine große Anmaßung, nach Ludwig Löwe diese Rolle zu spielen. Man pfiff mich gerade nicht aus, aber der Beifall

war so dünn, daß das Fiasco gar nicht zu verkennen war. Indessen da ich als Don Juan mir wieder die Gunst des Publikums erwarb, so warf ich den Erfolg des Mortimer hinter mich.

Wenn ich auch nicht zu spielen hatte, war ich doch meist auf der Bühne, selten im Zuschauerraum, denn es amüsirte mich ungemein, allen Damen — jung oder alt — den Hof zu machen. Besonders hatte ich einem hübschen Mädchen, Fräulein S., meine Gunst zugewandt. Eines Abends nun, als ich im Zwischenact mit ihr plaudernd in der Coulisse stand, trat unvermuthet Christine Böhler, die nach Wien ging, um am Burgtheater Gastrollen zu geben, mit ihrer Mutter und Schwester auf die Bühne. Ein elektrischer Schlag durchzuckte mich, und ich eilte auf sie zu, um sie zu begrüßen und mich als ihren künftigen Collegen vorzustellen. Mit großer Zurückhaltung erwiderte sie meinen Gruß und sagte eisig kalt: „Ja, ich höre, daß Hofrath Küstner Sie engagirt hat.“ Damit ging sie von mir fort. Meine Blicke folgten ihr, und ich sah, wie sie von allen Mitgliedern, zu denen sie früher gehört, mit Liebe und Achtung empfangen wurde. Ich konnte mir den Grund gar nicht erklären, warum sie, die mir bei meinem Gastspiel in Leipzig so viel Wohlwollen bewiesen, mich jetzt so abstoßend behandelte. Den Grund sollte ich später von ihr selbst

erfahren. In dem Augenblick dachte ich: Geh hin, du stolzes Mädchen! Aber mein Herz fühlte ganz anders dabei.

Ich lebte in einem Strudel von Vergnügungen. Hauptsächlich war es Ludwig Löwe, an den ich mich mit ganzer Seele anschloß. Oefter versammelte sich ein kleiner Cirkel in seinem Garten: die Brunetti und Sontag mit ihren Töchtern, einige junge Herren und Mädchen aus der Stadt, unter denen sich die vierzehnjährige Henriette vor allen durch ihre Munterkeit, man konnte fast sagen Ausgelassenheit, auszeichnete. Kein Graben war ihr zu breit, kein Baum zu hoch. Einstmals aber wären ihr ihre Turnübungen beinahe schlecht bekommen. Sie hatte mit der jungen Brunetti einen hochstämmigen Apfelbaum erstiegen, und beide wußten nun nicht, wie sie mit Anstand wieder herabkommen sollten. Ich sah von fern ihre Verlegenheit und eilte hinzu, um ihnen zu helfen. Meine linke Hand, in welche Jettchen ihr reizendes kleines Füßchen setzte, diente ihr als erste, meine rechte Achsel als zweite Stufe, von der sie dann herabsprang; in gleicher Weise gelangte auch die kleine Brunetti auf den Boden. Die Strafreden der Mütter, die unterdessen hinzugekommen waren, blieben natürlich nicht aus und mit verschämten Mienen schlichen die Mädchen davon.

Nachdem ich meine vierte Rolle gespielt hatte, kam der Tenorist Stöger zu mir und bot mir einen Jahrescontract mit 2000 fl. Gehalt und einem Benefiz, garantirt mit 500 fl. Ich verschwieg ihm nicht, daß ich mich bereits in Leipzig gebunden hätte, jedoch nach sechs Wochen kündigen könne und meine Verbindlichkeiten zu Leipzig dann mit dem 1. September gelöst wären. Er war damit einverstanden.

Da mir Prag so ungemein gefiel und mich so Manches dort fesselte, besonders eine Bekanntschaft, auf die ich später zurückkommen werde, so unterschrieb ich, leichtsinnig wie ich war, ohne alles Bedenken den Contract.

Mit mir zu gleicher Zeit gastirte der Director Carl aus München mit seiner Gattin. Er war als Schwätzer in dem Lustspiel gleichen Namens ganz ausgezeichnet, um so schrecklicher als Konrad von Starkburg im „Turnier zu Kronstein“, worin hingegen seine Gattin als Elsbeth vortrefflich war. Der gute Carl wollte zu jener Zeit von den Staberls noch gar nichts wissen, denn er hielt sich für einen bedeutenden Tragöden. Eines Abends wurden ein paar kleine Stücke bei ganz leerem Haus gegeben, wobei wir uns höchlich ennuyirten. Carl machte deshalb den Vorschlag, nach der Traube hinüber

zu gehen und da ein wenig zu kneipen. Wir fanden das Lokal ganz leer, um so ungezwungener konnte Carl seiner Laune den Zügel schießen lassen, und zu unser aller Entzücken gab er die tollsten Schwänke und Anekdoten zum Besten. Da trat nach einiger Zeit ein elegant gekleideter Herr herein, nahm an einem der andern Tische Platz und verlangte rasch Essen und eine Flasche Wein. Als das Verlangte gebracht wurde, nahm er eine Brieftasche heraus, die sehr gespickt, schien, und warf dem Kellner eine Banknote hin, worauf er sich rasch ans Essen machte. Wir nahmen weiter keine Notiz von ihm und unser Gespräch ging fort, als mit einem Male zur Thüre bei dem Schenktisch ein Polizeicommissar mit zwei Dienern hereintrat und sich leise dem eleganten Herrn, der eben in der Brieftasche blätterte, näherte, ihn an der Achsel faßte und ihm zugleich die Brieftasche aus den Händen riß. Als der Mensch den Kopf wandte und den Polizisten sah, fiel er ihm unter Jammergeschrei augenblicklich zu Füßen. „Falschmünzer", rief dieser, „haben wir Dich?"—„Jesus Maria! ich bin kein Falschmünzer" wimmerte jener. „Ich will es gestehen, ich habe die Brieftasche vor kaum einer Stunde im Theater gestohlen." — „Von wem?" fragte der Commissar in strengem Ton. — „Von einem Herrn in grauem Frack und Beinkleidern", erwiderte der Spitzbube. Hierauf fragte ihn der Commissar, ob er im

Stande wäre, dem bezeichneten Manne die Brieftasche wieder beizubringen? Der Taschendieb erklärte dies für eine leichte Aufgabe. Wir waren natürlich aufgesprungen und wollten dem Zug nach dem Theater folgen; als der Commissar dies bemerkte, bedeutete er uns, daß dies nur in einiger Entfernung und ohne alles Geräusch geschehen dürfte. Im Theater angekommen, flüsterte der Commissar dem diensthuenden Wachtmeister einige Worte ins Ohr, dann öffnete er die Parterrethür und trat geräuschlos mit dem Taschendieb und seinen Leuten ein. Wir folgten und blieben am Eingang stehen. Da stand richtig der Graue mitten im Parterre. Auf einen Wink des Commissars näherte sich der Taschendieb dem Grauröckigen und schob ihn beiseite, um weiter nach vorn zu gelangen. Nach einer Weile kehrte er ganz unbefangen zurück. „Nun wird's?" fragte der Commissar. „Er hat sie schon", erwiderte der Spitzbube. Wir waren alle erstaunt, denn trotz unserer Aufmerksamkeit hatte keiner von uns gesehen, wie er das Manöver ausgeführt. Nun ging der Commissar mit großer Vorsicht, von seinen Leuten gefolgt, auf den Kerl zu, aber kaum hatte er ihn berührt und dieser sich umgesehen, so lagen er und die beiden Polizeidiener zu Boden geschleudert in den Bänken; in drei Sätzen war der Bursche am Ausgang, und ehe wir uns besinnen konnten,

lagen wir an der Wand, daß uns alle Rippen krachten. Aber vor der Thür waren acht Polizeidiener aufgestellt, die mit ihm, trotzdem, daß er sich wie ein Löwe wehrte, fertig wurden. Die Scene hatte das Publikum in so große Aufregung versetzt, daß die Darstellung kurze Zeit unterbrochen werden mußte. Acht Tage darauf hing der Mensch am Galgen

Der 15. Mai war herangekommen, der Tag, den jeder echte Böhme als den heiligsten im ganzen Jahre betrachtet, weil an ihm König Wenzel ihren Schutzpatron Nepomuk über die Brücke in die Moldau werfen ließ. Trotz des nicht sehr günstigen Wetters wimmelten alle Stadttheile von Landvolk, und an allen Ecken, wo ein Heiliger angebracht und dessen Nase mit einem Lichtchen oder Lämpchen beleuchtet war, lagen die Bauern beiderlei Geschlechts zu Hunderten betend davor. Die größte Masse aber befand sich auf der Brücke der Moldau, um das Standbild des heiligen Nepomuk mit seinen fünf Sternen, abwechselnd betend oder ein czechisches Lied singend, dessen Worte, wie mir gesagt wurde, im Deutsch-Böhmischen so lauteten:

O heil'ger Johann Nepomuk,
Der Du stehst auf der prager Bruck,

Der Du hast mussen
Dein Leben bussen
Im Moldau Flussen
Ein!

Auch mich plagte die Neugier, das Gewühl auf der Brücke, die an diesem Tag bis gegen 3 Uhr Nachmittags für jedes Fuhrwerk polizeilich gesperrt war, mit anzusehen, und mit einem Freunde drängte ich mich durch die Menge, der Kleinseite zu, auf Anrathen meines Freundes wohlweislich den Hut vor Nepomuk bis auf die Erde ziehend, sonst hätten uns wahrscheinlich die enragirten Herren Mucker ihrem Heiligen nachfliegen lassen. Auf der Kleinseite wogte es ebenso wie in den übrigen Stadttheilen und die Hofkirche auf dem Hradschin war gedrängt voll. Das hielt aber meinen Freund Koch nicht ab, sich in das Gewühl hinein zu zwängen und auf die Knie zu werfen, obgleich er ein geborener Leipziger und guter Lutheraner war. Nicht die Messe und der Glaube veranlaßten ihn zu dieser Ceremonie, sondern die wunderhübschen böhmischen Landmädchen. Er mußte seine Courmacherei theuer bezahlen, denn als er herauskam, war seine schöne goldene Uhr mit reicher Kette und Breloque verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie ihm ein ebenso andächtiger Böhmak bei seiner Liebelei aus der Tasche gezogen.

Trotz des Austrommelns und Ausschreiens erhielt er sie nicht wieder und mußte sich mit den vielen Andern trösten, die gleiches Schicksal gehabt hatten, denn es wurde ein ungeheurer Zettel von vermißten Sachen abgerufen, die alle als verloren bezeichnet waren.

Sechstes Kapitel.

Löwe's Verwundung. — Platonische Liebe. — Meine Reise nach Dresden. — Nachricht vom Tode meiner Mutter.

Kurze Zeit vor meiner Abreise sollte bei der Darstellung der „Räuber", worin der unvergleichliche Ludwig Löwe den Karl spielte, noch ein sehr trauriger Fall vorkommen. Ich hatte in der kleinen Loge, die für die mitspielenden Schauspieler sich zwischen dem Proscenium und der ersten Coulisse auf dem Theater befand, meinen Platz genommen, weil das Parterre sehr voll war. Im vierten Act, wo Karl sagt: „Auf, ihr Klötze, ihr Eisklumpen, will keiner erwachen?" erfaßt Löwe das Pistol, das wahrscheinlich eine schlechte Feder hatte, und mitten im Hahnspannen geht das Pistol los und er zerschmettert sich den vierten und fünften Finger. Er preßte die Hand, an der das Blut fort und fort herunterlief, zusammen und spielte zu unser aller Entsetzen

und Erstaunen die ganze folgende Scene (Schluß des Actes) mit voller Kraft und Feuer zu Ende, da aber, durch den großen Blutverlust geschwächt, brach er ohnmächtig zusammen, und die Vorstellung war zu Ende. Löwe bewies, was einst Fleck gesagt haben soll, daß im Affect des Spiels aller körperliche Schmerz an dem Darsteller spurlos vorübergehe. Der Arzt erklärte am andern Tage, die Flechsen wären dergestalt zerrissen, daß der Verwundete nur die Wahl habe, ob der kleine Finger aufrecht stehend oder gekrümmt geheilt werden solle. „Natürlich krumm", erwiderte Löwe, „denn wenn ich die Hand zu ballen habe, möchte es doch ganz verzwickt aussehen, wenn der kleine Finger wie ein Meilenzeiger emporstände."

Ungefähr drei Wochen nach meiner Ankunft in Prag stand ich eines Abends im Theater und erblickte mir gegenüber in einer der ersten Ranglogen ein wunderschönes Mädchen mit goldlockigem Haar. Meine Augen waren den ganzen Abend mehr ihr als der Bühne zugewendet und auch ihre Blicke wandten sich von Zeit zu Zeit nach mir. Ich hatte Tags zuvor den Don Juan gespielt und, wie bereits bemerkt, dem Publikum gefallen; war es nun Neugierde oder ein anderes Interesse, was sie an mir nahm? Diese Frage ohne weiteres nach meinem Wunsche zu beantworten, war ich doch nicht eitel

genug, aber sobald die Vorstellung beendet war, eilte ich, so schnell ich konnte, mich durch die Menge durchwindend, in den Corridor, wo sich ihre Loge befand. Endlich erschien sie in Begleitung einer ältlichen Dame, die wahrscheinlich ihre Duenna war. Ich lehnte in wartender Stellung an einem Pfeiler. Als sie an mir vorüberging, wandte sie ihr reizendes Köpfchen und sah mich von der Seite mit jungfräulicher Schüchternheit an. Ich verließ sogleich meinen Platz und folgte ihr bis zum Ausgang ans Portal, wo ein Wagen mit reich betreßtem Kutscher und Bedienten hielt. Sie stieg ein und wandte mir dabei nochmals ihr Antlitz zu. Noch lange sah ich dem Wagen nach und den ganzen Abend stand ihr Bild vor meiner Seele.

Ich trank öfters nach Tische den Kaffee bei meiner freundlichen Wirthin; nachdem das geschehen, traten wir gewöhnlich zusammen an das geöffnete Fenster und plauderten, indem wir die Vorübergehenden betrachteten. Eines Tages kam plötzlich meine unbekannte Schöne mit ihrer Begleiterin die Straße entlang und ich verstummte vor freudigem Schreck. Alle meine Gedanken wandten sich zu ihr und so war mein Entschluß rasch gefaßt; ich nahm meinen Hut, empfahl mich und stürmte die Treppe hinab, ihr zu folgen. Wir durchwanderten mehrere Straßen, ich immer zehn Schritte hinter ihr, und

trotzdem sie bei mancher Wendung der Straßen einen Blick nach mir zurückwarf, wagte ich doch nicht, mich ihr mehr zu nähern. Endlich gelangten wir zur Brücke, auf der dieselbe Ordnung herrscht wie auf der dresdner, daß man nämlich auf einer Seite hinüber, auf der andern herübergeht. Doch was kümmerte mich die Ordnung! Ich wollte immer nur in das liebliche Antlitz sehen, darum ging ich getrost auf der andern Seite dem Menschenstrom entgegen und achtete alle Rippenstöße nicht im geringsten, denn ich hatte ja die unaussprechliche Freude, daß auch sie mich öfters ansah. Jenseits der Brücke wurde aber meiner Begleitung ein Ziel gesetzt, das deutete mir ein ängstlicher flüchtiger Blick von ihr und ein leises Schütteln des Kopfes an. Nun erkannte ich, daß auch sie eine Neigung zu mir empfand, und jauchzte über diese Entdeckung in den Himmel hinein. Mehrere Male trafen wir uns auf diese Weise, ohne daß ich es gewagt hätte, sie anzusprechen. Um meiner Sache ganz gewiß zu sein, zog ich das nächste Mal auf dem für mich so puffreichen Wege über die Brücke mein Taschentuch heraus, drückte es, sie anblickend, an meine Lippen und — sie erwiderte in gleicher Weise meine Pantomime. Nun war kein Zweifel mehr, daß sie mich liebte. Da diese Spaziergänge sich fast täglich wiederholten, wagte ich endlich an sie heranzugehen und ihr zuzuflüstern, daß ich sie grenzenlos liebe und daß ich

nicht glaube, ferner ohne sie leben zu können; verschämt und ängstlich wisperte sie mir mit hochgerötheten Wangen, aber strahlenden Augen zu, daß auch sie mich gern sähe. Was ich dann weiter zu ihr gesprochen, was sie mir erwidert, weiß ich nicht mehr und werde es wohl auch damals nicht gewußt haben; nur daran erinnere ich mich, daß wir eine Stunde um die Abendzeit verabredeten, in der wir uns treffen wollten. Was daraus werden sollte und wie sich die Zukunft gestalten würde, daran wurde gar nicht gedacht; es genügten uns die Versicherungen ewiger Liebe, die ein leiser Händedruck, ein inniger Blick bestätigte. So ging nur zu rasch die Zeit hin und zu unserm beiderseitigen Schrecken kam der Tag der Trennung heran. Von Hofrath Küstner hatte ich einen Brief erhalten, worin er mir anzeigte, daß er mich bestimmt am 1. Juni erwarte, und da eine Sängerin aus Pesth, die in Prag gastirt hatte, Fräulein Pfeifer, gleichzeitig nach Dresden mußte, nahm ich ihren Vorschlag, mit ihr gemeinschaftlich Extrapost zu nehmen, an. Am Abend vor meiner nächtlichen Abreise spielte ich noch den Marquis Ravannes in der Oper „Die vornehmen Wirthe". Sobald die Vorstellung zu Ende war, riß ich mir fast die Kleider vom Leibe, denn halb elf Uhr war die Stunde bestimmt, wo ich meine süße Elise vielleicht zum letzten Male sehen und sprechen sollte. Ich stürmte von der Alt-

stadt nach der Kleinseite und fand Elise schon an der bezeichneten Stelle mit ihrer Duenna meiner harrend. Noch nie hatten wir uns allein gesprochen; in der Scheidestunde war es uns ein Bedürfniß, ungestört unsere Gefühle austauschen zu dürfen, und nach langen dringenden Bitten gewährte uns endlich die Duenna den Wunsch. So wandelten wir denn Arm in Arm an der Moldau hin, deren leicht gekräuselte Wellen das Licht des Mondes auffingen. Bang und schamhaft senkte sie das Haupt und ging stumm neben mir her. Meine Gefühle waren so überwältigend, daß auch ich keine Worte finden konnte; schweigend hob ich ihr Köpfchen und blickte in ihre süßen Augen, in denen Thränen standen, und berührte mit meinem Munde leise ihre keuschen Lippen. Sie erwiderte meinen Kuß, doch ein Zittern durchbebte ihren zarten Körper. Wir ließen uns auf einer Bank am Ufer nieder; Hand in Hand, uns umschlungen haltend, gaben wir unsern Gefühlen nun Worte, immer von neuem uns ewige Liebe schwörend, bis endlich zum Aufbruch mahnend die Duenna an unserer Seite stand. Elise verlangte von ihr eine Scheere, schnitt eine ihrer goldenen Locken ab und übergab sie mir als Erinnerungszeichen der seligen Stunde; ein gleiches Andenken nahm sie von mir. Schweigend uns umschlungen haltend wandten wir unsere Schritte der Brücke wieder zu, die Zeuge unserer

entstehenden Liebe und nun auch Zeuge unserer bittern Trennung war. Ich sollte Elise nie wiedersehen: nach einem Jahre entschwebte ihr Geist in eine bessere Welt. Tausend Thränen weinte ich bei der schmerzlichen Nachricht dem reinen Engel nach.

Meine nächtliche Extrapostfahrt war eben nicht zu den angenehmsten zu zählen, denn wechselnde Gefühle durchstürmten mich, und es war mir nicht unlieb, daß meine mitfahrende dicke Sängerin äußerst schweigsam war. Um so ungestörter konnte ich mich meinen Gedanken überlassen. Jetzt erhob mein Gewissen seine anklagende, strafende Stimme; ich hatte heilige Pflichten gegen meine Braut wie gegen Elise verletzt. So bittere Vorwürfe ich mir aber auch machte, ich suchte mich vor mir selbst immer wieder mit meinem heißen Blute zu entschuldigen. Ich hatte von meiner Mutter einen Haarring erhalten, in welchem fünf kleine Tafelsteine waren; zu diesem flüchtete ich mich immer, wenn mein Herz in Nöthen war, und küßte die schönen schwarzen Haare, aus denen die Diamanten herausfunkelten. Auch jetzt zog ich ihn vom Finger und liebkoste ihn. Endlich übermannte mich die Müdigkeit, denn ich hatte in dreißig Stunden kein Auge zugethan, und ich schlief, als wir den kulmer Berg hinauffuhren, ein, konnte aber kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, als es mir war, als ob mich

jemand an der linken Hand schüttele. Ich erwachte und blickte nach der Uhr, es war gerade ½2 Uhr Mittags; unwillkürlich blickte ich auch auf meine Hand und vermißte meinen Ring. Augenblicklich ließ ich halten, durchsuchte erst alle Ecken des Wagens, dann lief ich den Weg zurück, den wir gefahren, der Postillon ebenfalls, um mir suchen zu helfen, aber Alles war fruchtlos und ich mußte mich in den unersetzlichen Verlust ergeben.

Um Mitternacht kamen wir in Dresden an. Mein erster Gang am andern Morgen war zu meiner Braut, die, als ich hereintrat, schweigend sich in ein Seitencabinet entfernte, während ihre Schwester mich mit einem sehr ernsten Gesicht empfing. Ich war demnach gefaßt, von ihr zu hören, daß ich mich in Prag benommen, wie es sich für einen Bräutigam nicht geziemte; von meiner platonischen Liebe konnte sie nichts wissen, es konnte also nur meine Tändeleien mit den Schauspielerinnen betreffen. Zu meinem Erstaunen warf sie mir mein heimliches Entweichen von Hannover vor, was ihr in den grellsten Farben hinterbracht worden war, und zwar von dem nichtswürdigen Komödianten, den ich in Hannover von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet und mit dem ich meine wenige Baarschaft getheilt hatte. Als ich ihr zu meiner Vertheidigung offen und ehrlich den ganzen Thatbestand mitgetheilt, reichte sie mir die Hand und sagte: „Ich

freue mich, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe, aber Dein heftig aufbrausendes Wesen und Deinen leichten Sinn, wenn ich es nicht Leichtfertigkeit nennen will, mußt Du ablegen, wenn Du ein guter Ehemann werden willst." Dieses Mädchen gehörte zu den edelsten Charakteren, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind. Endlich kam auch Julie wieder und umarmte mich stillschweigend, aber mit der frühern innigen Herzlichkeit konnte ich ihren Kuß nicht erwidern, und nicht ohne Bitterkeit sagte ich zu ihr: „Es thut mir sehr weh, daß Du mich einer solchen Gemeinheit, wie sie dieser schlechte Kerl Dir hinterbracht, fähig halten konntest. Was soll aus unserer Zukunft werden, da wir vorläufig doch getrennt leben müssen, wenn Du so wenig Vertrauen zu mir hast?" Eine leidenschaftliche Umarmung ihrerseits sollte mir das Gegentheil beweisen und that es auch. Mein böses Gewissen flüsterte mir in dem Augenblicke zu, daß sie mir weit, weit mehr zu vergeben hatte als ich ihr, und darum verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gegen sie, mit dem festen Vorsatz, ein anderer Mensch zu werden und des schönen, flüchtigen Traums gar nicht mehr zu gedenken. Durch einen furchtbaren Schlag, der mich bereits getroffen, wurde ich in meinem Vorsatz noch mehr bestärkt. Den andern Tag erhielt Emilie einen Brief von meinem Vater, der ihr den Tod meiner Mutter anzeigte. Erst

nachdem mich das treffliche Mädchen auf das zartfühlendste vorbereitet, übergab sie mir das Schreiben. Da stand es! Die zärtlich liebende Mutter hatte in ihren letzten Augenblicken fort und fort nach mir verlangt und war in derselben Stunde von dieser Welt geschieden, in der ich meinen Ring mit ihren Haaren verloren hatte. Julie half mir meinen Schmerz redlich tragen und das alte Verhältniß ward dadurch ganz wieder zwischen uns hergestellt. Ein abermaliger Brief von Hofrath Küstner rief mich sehr entschieden nach Leipzig und ich reiste den andern Tag dahin ab.

Siebentes Kapitel.

Antritt meines Engagements in Leipzig. — Gastspiel des Wolff'schen Ehepaars, der Campi, Hellwig's, Häser's und der Hartwig. — Mein Verhältniß mit Julie löst sich.

Da ich den Leipzigern bei meinem frühern Gastspiel nicht besonders zugesagt, wählte ich den Jakob zu meiner Antrittsrolle, in der Hoffnung, ich würde damit den gleichen Erfolg haben wie in Dresden, Hannover und Prag. Das Publikum nahm mich zwar freundlich auf, zeichnete mich jedoch nicht besonders aus, und dies bestärkte mich nur in meinem Vorsatze, Leipzig sobald als möglich wieder zu verlassen. Sehr innig war Doris Böhler als Darstellerin des Benjamin. Christine Böhler, ihre ältere Schwester, war von ihrem Gastspiele in Wien zurückgekehrt und hatte dort Triumphe gefeiert, wie seit langer Zeit keine vorgekommen waren. Dennoch ließ sie sich weder dadurch noch durch die glänzenden

Bedingungen, die man ihr stellte, zum Bleiben bewegen; die sonstigen Verhältnisse waren ihrem ganzen Wesen zu sehr zuwider. In Leipzig trat sie vor überfülltem Hause zum ersten Male wieder als Donna Diana auf, eine Rolle, die sie in Wien mehrere Male hatte wiederholen müssen, und wurde von dem Publikum auf das lebhafteste begrüßt, wie ihre ganze Darstellung mit dem größten Beifall begleitet.

Der Hofrath Küstner kannte durch mich den Ausspruch Goethe's, daß ich durchaus zum Liebhaber nicht passe; darauf hin beschäftigte er mich im Schauspiel, hauptsächlich im ältern Fach. Zunächst theilte er mir den Clotald in „das Leben ein Traum" nach Zahlhas' Bearbeitung zu. Obwohl Zahlhas wegen dieser Bearbeitung besonders von Müllner sehr angegriffen wurde, der überhaupt das leipziger Theater gar zu gern tadelte, so halte ich doch seine Bühnenbearbeitung für besser als die West'sche. Zahlhas hat den melodischen Trochäus des Originals beibehalten und glücklich nachgebildet, während West's Jamben mir stets einen mit Calderon's Wesen unharmonischen Eindruck machten. Den Sigismund konnte man zu Stein's vorzüglichsten Leistungen zählen; in rhetorischer Hinsicht habe ich kaum etwas Vollendeteres gehört, wobei ihm besonders sein wunderbar schönes Organ zu statten kam, was an Kraft

das von Oels noch übertraf, ohne die Weichheit desselben zu entbehren. Stück und Darstellung hatten bei dem Publikum solchen Anklang gefunden, daß es unter der vieljährigen Leitung von Küstner immer auf dem Repertoire blieb und über fünfzigmal gegeben wurde.

Die nächste bedeutende Aufgabe, die mir Hofrath Küstner übertrug, war der Don Juan, der seit Jahren in Leipzig geruht hatte. Hier war es nun, wo ich mir zum ersten Male den allgemeinen Beifall des Publikums erwarb und mich, wie ich wohl sagen darf, in der Gunst der Leipziger feststellte. Ich war überglücklich und unterschrieb den andern Tag einen dreijährigen Contract. Hofrath Küstner brachte es auf gütlichem Wege dahin, daß Director Stöger in Prag mich meiner dort eingegangenen Verpflichtungen entledigte.

Am 22. August begann ein Gastrollencyclus des Wolff'schen Ehepaares Dasselbe trat in folgenden Stücken auf: „Iphigenie auf Tauris" (Iphigenie und Orest), „Torquato Tasso" (Eleonore von Este, Tasso), „Menschenhaß und Reue" (Madame Müller, Meinau), „Minna von Barnhelm" (Franziska), „Emilia Galotti" (Orsina), „Maria Stuart" (Elisabeth), „Hamlet" (Hamlet), „Das Epigramm" (Hauptmann von Klinker), „Braut von Messina" (Don Manuel), „Don Carlos"

(Eboli, Posa). In letztgenanntem Stücke gab der Hofschauspieler Geyer von Dresden als erste Gastrolle den König Philipp. Da er zu den besten Mitgliedern der ehemaligen Seconda'schen Gesellschaft gehört hatte und sehr beliebt in Leipzig war, so empfing ihn das Publikum bei seinem Auftreten sehr lebhaft. Diese Auszeichnung ließ ihn vergessen, wen er in diesem Augenblick vorstellte. Er trat bis in die Lampen vor und hielt eine lange Rede des Dankes an das Publikum, der man anhörte, daß sie augenblickliche Eingebung war; dann trat er wieder zurück und sagte: „So allein, Madame?“ Ich spielte den Alba, und unser geistreicher, aber sehr sarkastischer Regisseur Wohlbrück, der, und wenn es seinen besten Freund betroffen hätte, nie einen Witz unterdrücken konnte, stand als Domingo an meiner Seite und flüsterte mir zu: „Da ist eben der König Philipp zum Geier gegangen.“ Geyer war in jeder Beziehung ein tüchtiger Schauspieler, diese Taktlosigkeit aber, die er selbst nachher am bittersten empfand, hatte ihn für den ganzen Abend außer Fassung gebracht, sodaß seine Leistung nur eine höchst mittelmäßige war und er darum nach dieser einen Rolle sein Gastspiel abbrach.

Ein Hochgenuß war es, die Wolff als Iphigenie Orsina, Eboli und Elisabeth zu sehen; in letzterer Rolle übertraf sie selbst die berühmte Schröder an feiner

Nüancirung dieses doppelzüngigen Charakters. Der Leonore im „Tasso" widerstrebte ihre Persönlichkeit und ihr sprödes Organ, das aller Weichheit entbehrte, die zu dieser Rolle unbedingt nöthig ist. In Weimar spielte sie die Sanvitale und zwar unübertrefflich. Mahlmann äußerte in einer Gesellschaft, es müsse eine vollendete Darstellung gewesen sein, wenn die Wolff diese Rolle und Christine Böhler die Leonore gespielt hätte, denn Wolff als Tasso, Ferdinand Löwe als Alfons und Zahlhas als Antonio waren meisterhaft gewesen. Ein großer Mißgriff von der Wolff war die Franziska in „Minna von Barnhelm", zu der sie weder Humor, Jugend, Lieblichkeit, noch Naivetät mitbrachte, und nur ihr großer Name wie ihre übrigen Erfolge retteten sie in dieser Rolle vor einem förmlichen Fiasco. Wolff besaß weit mehr Talent für das Lustspiel wie seine Frau; sein trockener Humor kam ihm als Hauptmann von Klinker sehr zu statten, und wenn dieser nicht zuweilen etwas Krankhaftes angenommen hätte, so wäre er in dergleichen Charakteren ganz ausgezeichnet gewesen. Sein eigentliches Feld jedoch war und blieb die Tragödie; namentlich sein Posa und sein Hamlet waren Darstellungen von höchster Vollendung, der Hamlet in psychologischer Entwickelung bewundernswürdig. Hierbei brachte er Garrick's Ansicht zur Anwendung, daß kein Mensch im Stande sei,

den Schmerz in seiner Mimik auszudrücken, der Hamlet beim Anblick des Geistes seines Vaters erfassen mußte. Und mit welcher Meisterschaft führte Wolff dies aus, besonders in der Scene mit der Mutter im dritten Act, wo er während seiner Ueberredung sich endlich auf deren Schooß setzte und beim Erscheinen seines Vaters mit einem Mark durchschütternden Schrei zur Erde glitt, immer den Rücken dem Publikum und das Gesicht dem Geiste zugewandt. Die vorgestreckten, immer zitternden Hände, sowie das ganze Beben des Körpers machten auf den Zuschauer einen überwältigenden Eindruck. Diese Kühnheit, die ganz gegen die Regeln der Schauspielkunst streitet, führte er aus, ohne im mindesten die Schönheit zu verletzen; selbst Goethe, dem es ein Greuel war, wenn der Schauspieler gegen diese Regeln fehlte, würde sich bei solcher meisterhaften Ausführung damit einverstanden erklärt haben. Ludwig Devrient war das Genie, aber Wolff gewiß das größte Talent der deutschen Bühne.

Noch zweimal gab das herrliche Künstlerpaar in den zwanziger Jahren unter Küstner's Direction Gastrollen, immer neue Triumphe erwerbend.

Diesem Genuß folgte bald darauf ein zweiter in musikalischer Hinsicht. Die Hofopernsängerin Campi von Wien, für die Mozart mehrere Partien in seinen Opern geschrieben hatte, trat als Vitellia im „Titus“,

Donna Anna im „Don Juan" und Konstanze in der „Entführung aus dem Serail" auf. Die Donna Anna mußte sie auf allgemeines Verlangen wiederholen, denn der Beifall war enorm. Die Frau war 54 Jahre alt und nichts weniger als hübsch, aber ihre Methode war bezaubernd und ihre schöne Stimme hatte noch ganz die Jugendfrische. Sie überflügelte, was ihre Schule anbelangte, weit die Catalani, deren Leistungen von Stuttgart her noch lebendig vor meiner Seele standen. Der Campi Stimme war in den Mitteltönen nicht so volltönend wie die der Catalani, dagegen besaß sie einen Umfang von dritthalb Octaven in einer wunderbaren Gleichheit der Töne.

Die ersten Kräfte des dresdner Hoftheaters, die lange Jahre her die Leipziger mit ihren Leistungen erfreut hatten, lud der Hofrath Küstner nach und nach zum Gastspiel ein. Den Reigen sollte Geyer eröffnen, der, wie bereits bemerkt, sein Gastspiel nach nur einmaligem Auftreten abbrach. Nun kam Hellwig. Mit ihm zu gleicher Zeit spielte mein trefflicher Lehrer Wilhelm Häser aus Stuttgart, der in sechs verschiedenen Opernpartien auftrat. Nicht allein in künstlerischer, auch in geselliger Hinsicht wurde er ausgezeichnet, und da ich sein Wirth und Schüler war, wurde ich zu den Gesellschaften hinzugezogen. Den genußreichsten Abend ver-

lebten wir bei Friedrich Schneider, der die musikalischen und literarischen Celebritäten zu sich eingeladen hatte: den greisen Schicht, Christian Schulz, den Concertmeister Matthäi, Mahlmann, Amadeus Wendt, Rochlitz rc. Das Mahl wurde durch heitere Anekdoten und Witze, worin Mahlmann sich ganz besonders auszeichnete, gewürzt. Beim Becherklang wurde zuerst Schneider's herrliches vierstimmiges Lied „Lasset die Freud' uns im Fluge erhaschen", dann noch mehrere von Rochlitz, Wendt und Schulz gesungen. „Aber nun", rief Mahlmann mit seiner Stentorstimme, „lasset uns eins intoniren, wo andere ehrliche Kerle auch mitsingen können." Schneider erwiderte: Ganz recht, wir wollen das Finale aus „Tancred", was ohnedies unisono ist, ohne Worte vortragen, nur die Melodie, die sich so schön in Quarten und Quinten fortpflanzt. Da kann jeder mitsingen, ohne ein musikalischer Hercules zu sein." Nun wurde mit großem Ernst begonnen, der sich aber nach und nach in ein ungeheures Gelächter verwandelte, weil wir alle heiser waren. „Da haben wir ja", sagte Rochlitz, „das so lang gesuchte Perpetuum Mobile. Diese Melodie kann man bis in die Ewigkeit fortführen."

Wie schon bemerkt, gab der Regisseur Hellwig von Dresden mit großer Anerkennung zu gleicher Zeit neben Häser Gastrollen. Hellwig war ein gewandter,

tüchtiger Schauspieler, nur trat ihm sein rauhes Organ bei manchen Darstellungen hindernd in den Weg.

Noch vor dem Schluß des Jahres folgte das Gastspiel der Madame Hartwig, die ebenfalls von dem Publikum außerordentlich freundlich aufgenommen wurde; ganz besonders gefiel sie als Baronin in „Selbstbeherrschung" und als Gräfin in „Trau? Schau? Wem?"

Das Jahr 1818 war überhaupt ein an Gastspielen reiches, denn schon vor meinem Eintritt in Leipzig hatten die Grünbaum, die Eberwein von Weimar und Gustav Wohlbrück, der älteste Sohn unsers Regisseurs, gastirt.

Noch ehe das Christfest herannahte, empfing ich zu meinem großen Erstaunen einen Absagebrief von meiner Braut. Ich sah aus allem, daß sie ein Verhältniß lösen wollte, welches ihr lästig wurde, denn ohne auf meine Rechtfertigung zu hören, sandte sie mir meinen Ring und meine Briefe zurück. Mit tiefem, aufrichtigem Schmerze that ich ein Gleiches. Ich war also frei und wurde nun erst wirklich das, was sie mir in dem Briefe ungerechterweise schuld gegeben hatte. Mein Leben gestaltete sich jetzt ganz anders. Das Publikum wollte mir wohl, ich hatte Zutritt zu einigen der ersten Familien erhalten und mehrere Freunde unter den jungen reichen Kaufleuten und adligen Studenten gewonnen. Das Haus der Familie Böhler jedoch, zu dem ich am liebsten

Zutritt gehabt hätte, war mir zwar nicht verschlossen, allein mein Empfang dort war von seiten der Mutter und ihrer ältesten Tochter so kühl und ceremoniös, daß ich, obgleich die kleine Böhler, wie man die jüngere Schwester allgemein nannte, mich stets freundlich begrüßte, meine Besuche endlich einstellte. Da man mich auf der Bühne als einen guten Don Juan anerkannte, bezweifelte man nicht, daß ich im gewöhnlichen Leben ein eben solcher sein müßte. Ich suchte also dieses gütige Vertrauen zu rechtfertigen und machte die Cour, wo sich nur Gelegenheit dazu fand.

Ein Mädchen wäre allerdings im Stande gewesen, mich von all diesen Thorheiten abzuhalten, nicht nur weil sie ein Engel an Schönheit, eine vortreffliche Künstlerin, sondern weil sie auch der Inbegriff aller weiblichen Tugend war. Aber wie oft ich es auch wagte, mich ihr zu nähern, sie erwiderte stets meine Galanterien und Aufmerksamkeiten mit der eisigsten Kälte, die mich fast zur Verzweiflung brachte, weil ich eben dieses Mädchen aus der Tiefe meines Herzens liebte, wie ich noch nie geliebt hatte. Die Folge davon war, daß ich mich immer wilder in die Zerstreuungen des Lebens hineinstürzte.

Achtes Kapitel.

Küstner's kleine Soupers. — Sophie Schröder. — Ich rücke meinem Ziele näher. — Das Jawort. — Gastspiel in Berlin. — Das vierblätterige Kleeblatt.

Hofrath Küstner war nicht nur ein liebenswürdiger Director, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Wirth, stets bemüht, seine Gäste in Heiterkeit und fröhliche Laune zu versetzen. So saßen wir auch eines Abends zusammen, und der Champagner war bereits reichlich geflossen, als er Stein, mich und den Kaufmann Küster, der das mächtigste Organ von uns besaß, aufforderte, etwas unisono zu declamiren. Wir waren sogleich bei der Hand, seinem Wunsche nachzukommen, und wählten die Worte Schiller's:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Unser Vortrag steigerte sich bei jeder Wiederholung,

sodaß zuletzt die Fenster klirrten und die ganze Gesellschaft sich die Ohren zuhielt. Als das Gelächter sich etwas gelegt hatte, steckte der alte Kutscher Küstner's den Kopf zur Thüre herein und flüsterte: „Herr Hofrath, uff ä Wertchen.“

Küstner ging hinaus, kam aber sogleich wieder lachend mit dem Kutscher herein und sagte: „Na, da bring Deine Bitte selber vor!“

Der Kutscher hob an: „Meine Herrn, sein se doch so gut un schrein se nich so schrecklich, de Färe in Stalle wer'n mer ganz deschperat von den Spektakel!“

Ich könnte noch mehr dergleichen anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, mich damit eines Mißbrauchs der Nachsicht meiner Leser schuldig zu machen.

Auch das Jahr 1819 war wieder sehr reich an Gastspielen. Zunächst trat die unsterbliche Sophie Schröder als Sappho (zweimal), Merope, Zenobia, Phädra, Johanna von Montfaucon, Elisabeth in „Maria Stuart“, Lady Macbeth (zweimal) auf. Der Beifall war unbeschreiblich und immer neue Triumphe wurden ihr zu Theil. Daß sie die erste Tragödin der deutschen Bühne war, wer konnte daran zweifeln? Das gesammte Publikum erkannte sie aber auch dafür an und bewies es. Als Melitta in der „Sappho“ zu ihr sagte: „Der Lorbeerkranz, von Tausenden gesucht und nicht errungen“, und Sappho

erwiderte: „Nicht wahr, Melitta? Von Tausenden gesucht und nicht errungen!" — Da brach ein solcher endloser Jubel aus, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Es war aber auch unbeschreiblich schön, wie sie, vorher den Kranz träumerisch in den Händen wiegend und ihn dann mit glühenden Blicken betrachtend, bei den genannten Worten mit stolzem Bewußtsein und dichterischer Begeisterung ihn sich auf das Haupt drückte.

Ihr folgten in demselben Fache noch Fräulein Maas vom berliner Theater und die Händel-Schütz, beide jedoch ohne besondern Beifall.

Meine Liebe zu Christine Böhler steigerte sich, je mehr ich sie beobachten konnte, und bewirkte, daß ich meinen Thorheiten und meinem leichtsinnigen Leben entsagte. Nur so durfte ich hoffen, das Ziel meiner höchsten Wünsche zu erreichen. Ich hielt mich von nun an von dem überlustigen Kreise junger Männer zurück, welcher sich im Hotel de Saxe zusammenfand, und schloß mich dem solidern Theile meiner Freunde an. Durch einen von diesen wurde ich auch in der Familie Benedix (die Aeltern des Dichters) eingeführt, freundlich dort aufgenommen und cultivirte die höchst angenehme Bekanntschaft um so eifriger, als auch Frau Böhler und ihre Töchter mit dieser Familie am nächsten befreundet waren. Die liebenswürdige Hausfrau merkte bald, welcher Magnet

mich so stark anzog, und da sie meine Umwandlung als eine aufrichtige erkannte, nahm sie meine Bewerbung unter ihren Schutz. Sie ist dadurch die Mitbegründerin meines Glücks geworden. Wenn auch Christine immer noch sehr zurückhaltend gegen mich blieb, so verschwand doch die eisige Kälte aus ihrem Wesen.

Benedix hatte eine reizende Sommerwohnung auf der Funkenburg inne, und da es unter der jungen Männerwelt zum guten Tone gehörte, auch eine solche zu haben, so miethete ich mich ebenfalls in dem Hauptgebäude des Wirthshauses ein, konnte aber nur eine Dachstube erlangen, die bei heißen Tagen viel Aehnlichkeit mit den Bleikammern von Venedig hatte. Was that das aber, da ich von meinen Fenstern aus jeden Besuch, den Böhlers bei Frau Benedix machten, erspähen konnte? Sobald dies der Fall war, wurde sogleich die beste Toilette gemacht, und in ein paar Sätzen flog ich die Hühnerstiege, die zu meinen Salons führte, hinab, um meine Schritte dem freundlichen Gartenhaus zuzuwenden. Mit großer Schüchternheit, die sonst eben nicht meine Sache war, trat ich ein und wurde stets mit einem schalkhaften Lächeln der lieben Hausfrau empfangen. Diese Besuche und mehrere Partien zu Land und zu Wasser, die ich im Verein mit den beiden Familien machte, gaben mir Gelegenheit, mich meiner geliebten Christine in einem bessern

Lichte zu zeigen, sodaß sie die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß ich nicht so schlimm sei wie mein Ruf, und daß ich sie von ganzer Seele liebe.

Da die Damen und besonders mein Liebchen Feuerwerk auf dem Wasser sehr gern hatten, so wurde eines Tages von Benedix, mir und einem andern Freunde eine Masse Material angekauft und heimlich in den Garten gebracht, um es auf dem darin befindlichen Teiche des Abends abzubrennen. Wir Männer bestiegen einen Kahn und fuhren bis in die Mitte des Wassers, dann wurde durch einen Pistolenschuß den Damen das Zeichen zum Anfang des Schauspiels gegeben, aber kaum hatten wir ein Viertel von dem reichhaltigen Feuerwerk abgebrannt, als eine unglückliche feuerspeiende Wasserente in den Kahn zurücksprang und den ganzen Vorrath entzündete. Mit einem Satze waren wir alle drei über Bord und suchten so schnell als möglich aus der Nähe des Vulkans zu gelangen, am Ufer aber ertönte ein ungeheures Bravo. Als Feuer und Rauch sich etwas verzogen hatten, vermißten die Zuschauerinnen uns in dem Kahne, und die Hausfrau rief ihrem Manne zu: „Gustav, wo bist Du denn, und wo sind die Andern?" — „Hier!" schrie Benedix vom jenseitigen Ufer, das wir, durch Wasser und Schlamm watend, glücklich erreicht hatten. Wir sahen gräßlich aus und wußten wirklich nicht, wie wir uns mit

Anstand vor den Damen zeigen sollten, doch blieb uns nichts Anderes übrig, wenn Benedix sein Haus und H. und ich mein Dachstübchen erreichen wollten. Mit einer flüchtigen Verbeugung und den Worten: „Benedix wird Ihnen Alles erzählen", jagten wir an den Damen vorüber nach meinem Zimmer, um uns umzukleiden. Als wir in die Gesellschaft wieder eintraten, war unser Leidensgefährte bereits umgezogen und hatte die Damen von Allem unterrichtet. Doris Böhler wollte sich todtlachen über die Geschichte, aber meine Christine kam zu mir mit liebevoller Theilnahme und äußerte die Besorgniß, daß ich mich gewiß erkältet und morgen doch die große Rolle (den Baron Rodolf im „Rothkäppchen") zu singen habe. Sie selbst brachte mir Thee. Jetzt hätte ich vor Freuden in die Luft und nicht vor Schrecken ins Wasser springen mögen, denn nun sah ich ja deutlich, daß sie mehr Antheil an mir nahm, als ich bisher geglaubt und gehofft; von nun an wurde unser Verhältniß inniger, und ich durfte mich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft überlassen.

Ein Jahr zuvor hatte mein Vater alsbald den Werth des trefflichen Mädchens erkannt. Er sagte zu mir, als wir nach einer Gesellschaft bei Küstner die beiden Böhler nach Hause gebracht: „Siehst Du, mein Eduard, das wäre eine Schwiegertochter nach meinem Herzen!" — „Ja",

erwiderte ich, „die Jüngste ist ein allerliebstes Kind.“ — „Gewiß!“ versetzte er, „aber ich meine die Aeltere, denn das ist ein Mädchen, wie es wenige gibt.“ Er hatte bei Tische neben ihr gesessen, und war ganz entzückt über ihre Unterhaltung. „Ach geh“, sagte ich, „das ist ja ein kaltes, herzloses Geschöpf, bei der man friert, wenn man in ihre Nähe kommt!“ Der Herr Papa zuckte die Achseln und beliebte mich einen „dummen Jungen“ zu nennen, den ich unter diesen Umständen auf mir sitzen lassen mußte; ein Jahr später fand ich das Urtheil meines Vaters ganz gerechtfertigt.

Unsere Freunde wußten, daß wir uns Tag für Tag lieber gewannen, aber der Stadt gegenüber sollte unser Verhältniß noch ein Geheimniß bleiben; Christine bat mich, selbst meinem Vater nicht eher davon zu schreiben, bis sie die Einwilligung ihrer Mutter zu unserer Verbindung erhalten habe. Diese erfolgte Anfang August. Mein Papa, der mich stets zur Messe besuchte, kam dieses Jahr schon Anfang September, um meinen Sommeraufenthalt noch mit zu genießen. Da er mir den Tag seiner Ankunft gemeldet hatte, stand ich schon lange auf der lindenauer Allee und erwartete mit Sehnsucht den wohlbekannten naumburger Lohnkutscher. Endlich kam er dahergeschwankt und das weiße Haupt meines Vaters sah schon heraus; mit Jubel sprang ich dem Wagen

entgegen. In meinem Dachstübchen, wo schon Alles zur Bequemlichkeit für den geliebten Vater eingerichtet war, angelangt, verkündete ich ihm die Freudenbotschaft. In solcher Erregung wie bei dieser Nachricht hatte ich meinen Vater noch nie gesehen. Mit Freudenthränen schloß er mich in seine Arme und rief: „O mein Eduard, Du hast mir vielen Kummer durch Deinen bisherigen Leichtsinn gemacht, aber die Freude, die ich jetzt empfinde, wiegt ihn tausendfach auf. Gott segne Dich und das treffliche Mädchen! Du wirst Dich künftig so betragen, daß Du ihrer würdig bist und das Glück verdienst, das Dir geworden ist." Den andern Tag empfing ihn meine geliebte Christine mit kindlicher Herzlichkeit und er fand nicht Worte genug, ihr seine Freude an den Tag zu legen.

Vierzehn Tage noch genoß er mit mir die Lust des Landlebens, dann zogen wir in mein Stadtlogis. Ehe ich aber mein Dachstübchen verlasse, muß ich noch einer drolligen Scene erwähnen, die ich selbst veranlaßte.

Gleich im Anfang Juni 1819 wurden „Die Räuber" neu einstudirt, worin ich den Schweizer erhalten. Die Zeit meines Memorirens war immer Morgens von fünf bis acht Uhr, und da meine Bleikammer sich für Gehen und lautes Studium nicht eignete, wählte ich die langausgedehnte Wiese hinter der Funkenburg, welche die

Elster begrenzte. Mein Costüm bestand aus gelben Pantoffeln, weiten schottischen Beinkleidern und einem Schlafrock von gleichem Stoffe. An den Gebüschen des Ufers wandelte ich dann, laut mit aller Emphase declamirend, dahin. Ich war gerade bei der Scene, wo Schweizer den Spiegelberg ersticht, und mit einer Donnerstimme schrie ich: „Ha! über den Racker — von hinten her will er Männer zu Schanden schmeißen? Männer von hinten her 2c.“ Da hörte ich hinter mir etwas rascheln, und die Worte: „Ach Herr Jeses! ach du lieber, barmherziger Gott!“ Ich wandte mich um und sah einen alten Mann, barhaupt, mit einer Angelruthe in der rechten und einer Tasse in der linken Hand, eiligst dem Gasthofe zulaufen, nahm aber keine Notiz von dem Vorfalle. Als ich nach einigen Stunden zurückkam, um zu frühstücken, empfing mich der Wirth mit einem sehr ernsten Gesicht, hinter dem aber der Schalk hervorguckte, und sagte: „Sie sind mir ein schöner Miethsmann, Herr Genast! Verscheuchen mir da meine langjährigen Gäste! Der alte Rathsdiener, dessen einziges Vergnügen es ist, Sonntags von früh 4 Uhr bis abends 6 Uhr zu angeln, und der seinen ganzen Bedarf an Essen und Trinken sich von mir an seinen Angelplatz bringen läßt, um ja keinen Fisch auszulassen, kommt mit bleichem Gesicht daher gelaufen und ruft voller Entsetzen mir zu: „Um Gottes willen, Herr Kün=

dinger, schicken Se schnell auf de Polizei, dahinten is ä Verrückter aus dem Irrenhaus entsprungen und hat geschrien: Racker, von hinten her will ich Dich zu Schanden schmeißen! Lassen Se mer schnell meinen Hut holen, daninter bringt mich keener mehr." Ich wollte mich halbtodt lachen und Kündinger stimmte ein. Der Mann hatte übrigens so Unrecht nicht, denn das Irrenhaus stand schräg über der Elster drüben, und auf des Mannes Aussage ließ die Polizei wirklich anfragen, ob ein Verrückter entsprungen sei.

Während der Messe hatte ich vom Grafen Brühl in Berlin einen Antrag zu einem Gastspiel auf Engagement erhalten. An das letztere dachte ich nun freilich nicht, denn es fiel mir nicht ein, von Leipzig fortzugehen, aber die Eitelkeit verführte mich, das Gastspiel, was nur aus zwei Rollen bestand, da der Hofrath Küstner mir keinen längern Urlaub gab, anzunehmen. Der berühmte Fischer war abgegangen, und es wurde ein Ersatz gesucht. Mehrere hatten sich schon die Nase abgelaufen, und mir war es bestimmt, ihre Zahl noch zu vermehren. Nachdem die Messe vorüber war, reiste ich mit meinem Vater nach Berlin und stieg im Hotel Brandenburg ab.

Die erste Vorstellung, die ich im Theater dort sah, war Egmont, den man in Weimar mit Recht zü den Glanzvorstellungen zählte; oft mußte ich meinen Vater

ansehen, ob das wirklich das berühmte Hoftheater sei. Wolff, der in Weimar den Brackenburg in höchster Vollendung gespielt, gab den Egmont, wozu ihm fast Alles fehlte, Persönlichkeit, Organ und vor allem der leichte fröhliche Humor, der sich über alle Fährlichkeiten des Lebens schwingt. Rebenstein als Brackenburg war in seiner Erscheinung eine so imponirende männliche Schönheit, daß man sich über den Geschmack des Klärchens nur verwundern konnte. Gern, der den Jetter spielte, wäre höchst drollig gewesen, wenn er seiner Rede nicht einen leichten Beigeschmack des berliner Dialektes beigefügt hätte. Der alte Unzelmann, der gewiß früher ein ausgezeichneter Vansen gewesen, mußte fast jedes Wort durch ein „He" aus dem Souffleurkasten herausholen. Auch Lemm als Alba war zu eckig und unbeholfen in seiner Plastik, obgleich er den rhetorischen und charakteristischen Theil der Rolle vortrefflich gab. Ganz ausgezeichnet aber waren Beschort als Oranien und die Stich als Klärchen. Wäre diese nicht in zu weit vorgeschrittenen interessanten Umständen gewesen, was allerdings der Situation etwas Eintrag that, es wäre nichts zu wünschen übrig geblieben.

Ganz gegen meinen Willen mußte ich in der Glanzrolle Fischer's, als Figaro, auftreten, und errang mir natürlich nur wenig Beifall; nicht besser ging es mir in der

zweiten Rolle als Rodolf im „Rothkäppchen.“ Vielleicht hätte mein Gastspiel einen andern Erfolg gehabt, wenn ich den Jakob und den Seneschall hätte singen dürfen.

Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo ich den größten deutschen dramatischen Darsteller nicht allein als Künstler, sondern auch als Mensch sollte kennen lernen. Mein Freund Rebenstein, den ich schon von Weimar her kannte, nahm mich mit zu Lutter und Wegner. Wir setzten uns an einen Tisch, wo bereits ein kleiner hagerer Mann mit einer spitzen Nase und Kinn, um dessen scharf geschnittenen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, Platz genommen. Ihm zur Seite saß ein langer hagerer Mann von starkem Knochenbau; das halbgelockte schwarze Haar hing nicht sehr geordnet bis in den Nacken und beschattete zum Theil seine Stirn. Quervor saß ein sehr großer corpulenter Mann, mit vollem Gesicht und lebhaften, wohlwollenden Augen. Der Nachbar von dem feinen Männchen kniff, als wir Platz genommen, sein Lorgnon ins Auge und sagte: „Juten Morjen, Rebenstein.“ Ich fragte diesen, wer die Herren wären. „Der feine kleine Herr“, erwiderte Rebenstein „ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der neben ihm sitzende der Baron von L. und der quervor der Hauptmann D.“ Ich faßte mit Aufmerksamkeit und Verehrung den berühmten phantasievollen Dichter Hoffmann ins Auge. „Wo

bleibt denn nur heute unser Meister John?" fragte D. „Ah, lupus in fabula!" rief Hoffmann.

Ein Mann von mittler Statur, mit vollem, schwarz gelocktem Haar, Adlernase und schwarzen großen Augen, trat herein und rief dem Kellner zu: „Karl, ein Glas Sect, ich habe heute noch keinen Tropfen getrunken!" Das mußte Devrient sein und kein Anderer, und er war's. Ein elektrischer Schlag zuckte durch alle meine Glieder und meine Augen hafteten fort und fort auf dieser interessanten Persönlichkeit. „Ich habe einen weiten Spaziergang durch den Thiergarten gemacht", sagte er zu den drei Herren. „Karl, bestellen Sie mir ein Huhn mit Reis, ich muß etwas essen." Nachdem Devrient eingetreten, füllte sich das Zimmer mehr und mehr mit Gästen und Alles war nur Ohr für die geistreiche und interessante Unterhaltung, die nun unter dem vierblätterigen Kleeblatt begann. Endlich nahm Rebenstein Gelegenheit, mich Devrient als jungen Collegen vorzustellen. Er begrüßte mich mit vielem Wohlwollen, indem er sich sogleich nach meinem Vater erkundigte, den er im Jahre 1807 in Leipzig hatte kennen lernen. Er sprach über seinen Kapuziner in „Wallenstein's Lager." „Ich kann Ihnen versichern, meine Herren", wandte er sich zu seinen Nachbarn, „ich habe in dieser Branche nicht leicht so etwas wieder gesehen."

Von einem Fortgehen war nun natürlich keine Rede, und ich ließ meinem Vater ins Hotel sagen: er möge nicht auf mich warten, da mich Devrient aufgefordert habe, ihn ins Theater zu leiten. Bis dahin wurde gezecht und die lustigsten Anekdoten erzählt, worin Devrient ebenfalls Meister war. Endlich erinnerte ich ihn, daß es wohl Zeit sein möchte, zu gehen. „Na, so komm, mein Junge", sagte er, „und begleite mich ins Theater." Als wir auf die Straße kamen, erfaßte mich eine namenlose Angst, denn jetzt erst bemerkte ich, daß er einen tüchtigen Spitz hatte. In seiner Garderobe im Opernhaus angelangt, mußte ich ihm, während er sich ankleiden ließ, die Rolle des Fallstaff überhören. „Du brauchst mir nur anzuschlagen, mein Junge", bemerkte er. Dieses vertrauliche Du gebrauchte er stets bei jungen Schauspielern, denen er wohlwollte. Ja du lieber Gott! was half mir das Anschlagen? ich mußte ihm die ganze Rolle soufflieren, denn er wußte kein Wort. Du mein Himmel, dachte ich, wie wird das werden! und ging mit großer Besorgniß in den Zuschauerraum, wo ich meinen Vater auf seinem Platz fand. Gleich bei seinem Erscheinen wurde Devrient vom Publikum mit einem Beifallssturm begrüßt, der sich bis zum Schluß seiner Darstellung zum endlosen Jubel steigerte. Welchen Eindruck das Spiel dieses unerreichbaren Meisters auf mich

machte, kann ich mit Worten nicht beschreiben, aber unauslöschlich lebt es in meiner Seele fort, wie es jedem gehen wird, der das Glück hatte, ihn in dieser Rolle zu sehen. Das war ja ein ganz anderer Mensch als der, dem ich in der Garderobe die Rolle überhört hatte. Hier war Alles die größte Sicherheit, und die Worte sprudelten nur so hervor. Dabei wußte er sein glückliches Nachahmungstalent aufs köstlichste zu gebrauchen. In der Scene in der Schenke nach dem Raube, in welcher Fallstaff zuerst den König vorstellt, sprach er, als ob man Matausch (der an diesem Abende den König spielte) hörte, und wie alsdann der Prinz, den Krüger gab, den Stuhl einnahm und Fallstaff den Platz des Prinzen vertrat, glaubte man ein und dieselbe Person zu hören, denn täuschend copirte er das dumpfe, hohle Organ des letztern. Leider hatte ich zu jener Zeit nur Gelegenheit, den Meister in dieser Rolle zu sehen, und offen muß ich gestehen, daß ich dieselbe nie wieder in solcher Vollendung gesehen habe; alle übrigen Darsteller waren Pygmäen gegen ihn. Ich hatte während meines Aufenthalts noch mehrere Male das Glück, seine Gesellschaft zu genießen und gewann den Menschen trotz seiner Schwäche eben so lieb wie den Künstler. Wie entsetzlich er aber in seine Gesundheit wüthete, davon sollte ich mich an dem erwähnten Abende überzeugen. Nach jedem Act ging ich

in seine Garderobe, um ihm mein Entzücken mitzutheilen; da bemerkte ich, wie er aus einer Flasche, ehe er die Bühne betrat, lange Züge that; ich fragte den Garderobier, ob das Wein wäre, und zu meinem Entsetzen hörte ich, daß es Rum sei. Die große Flasche war noch vor Ende des Stücks geleert. Als ich Abschied von ihm nahm, sagte er mir Folgendes: „Nun, mein Junge, ich habe Dich einen Act in „Figaro's Hochzeit" gesehen und ein ganz schätzbares Talent in Dir gefunden, aber Du hast noch viel zu lernen. Arbeite daher tüchtig fort und bleibe auf dem Weg der Wahrheit, so kann Dir's mit der Zeit nicht fehlen."

Nach Leipzig zurückgekehrt, war mein erster Gang zu Böhlers, um ihnen das Resultat meines Gastspiels in Berlin mitzutheilen und mich in Eclamationen über die Meisterschaft Devrient's zu ergießen. Meine Geliebte beruhigte mich über den nicht glücklichen Erfolg meines Gastspiels und darum warf ich die Sache hinter mich.

Mein Vater dachte nun auch nach einem achtwöchentlichen Aufenthalt an seine Rückkehr, und mit Uebereinstimmung der Mutter Böhler sollte nach Neujahr unsere Verlobung in Weimar gefeiert werden.

Neuntes Kapitel.

Wurm's und Geyer's Gastspiel. — Der leipziger Stadtsoldat. — Spohr's „Zemire und Azor." — Gastspiel der Frau Schirmer und des Herrn Burmeister. — Verlobung in Weimar. — Ein Morgen bei Goethe. — Trauung.

Anfang December begann Wurm's Gastspiel und mit ihm zugleich das von Geyer aus Dresden. Geyer war nicht allein ein ganz tüchtiger Schauspieler, auch als dramatischer Schriftsteller hatte er sich mit Glück versucht. Alle seine Darstellungen wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Wurm, der bei Eröffnung des leipziger Stadttheaters 1817 mit in der Reihe der engagirten Mitglieder gestanden, aber nach einem halben Jahr das Engagement wieder aufgegeben hatte, wurde von dem Publikum auf das lebhafteste begrüßt. Er trat, fast stets bei vollem Hause, zehnmal in verschiedenen Charakteren auf. Er war wirklich in seiner Art ein ganz ausgezeichneter Komiker

und besaß dabei eine sehr hübsche Tenorstimme, die ihm bei seinen Liedern in der Operette sehr zu statten kam. Herr v. Krack im „Lügner und sein Sohn", Marko in der „Sängerin auf dem Lande", Schneider Stracks, im „Sänger und Schneider", Lorenz im „Hausgesinde", waren ganz unübertreffliche Leistungen von ihm. Seine Anekdoten und sein trockener Humor machten ihn dabei zu einem liebenswürdigen Gesellschafter. Aber er, der alle Welt erheiterte, litt zuweilen an einer solchen furchtbaren Hypochondrie, daß er wie ein Selbstmörder herumging, und nur er selbst konnte sich durch einen Schwank aus derselben herausreißen. So ging ich eines Tags mit ihm, als er eben wieder in solcher Stimmung war, um die schöne Allee spazieren. Leipzig besaß zu jener Zeit noch das edle Corps der Stadtsoldaten, die die innern Thore bewachten. Sie trugen einen langgeschwänzten hechtgrauen Frack mit rothen Aufschlägen, schwarze Gamaschen, rothe Hose und rothe Weste, einen dreieckigen Hut und einen ungeheuer langen Zopf. Sie wurden von den Studenten mit einer nicht üblen Anspielung auf die Farben ihrer Uniform durchweg Stadtmeisen genannt und allmälig wurde dieser Spottname allgemein üblich. Den hochweisen Magistrat verdroß das sehr, und er gab den Befehl, jeden, der einen Stadtsoldaten mit diesem Spottnamen oder auch nur mit „Hör sche" oder „Meine

Gute" anredete, ohne weiteres festzunehmen. Wurm und ich waren in unserer Promenade bis an das Petersthor gelangt, da rief er: „Ei was, ich muß einen Spaß machen, um meinen hypochondrischen Teufel los zu werden", und dabei ging er auf den Posten am Petersthor zu, und es entwickelte sich nachstehende Scene:

Wurm (zu dem Posten). Sag' Sie mir, meine Gute, wie viel Uhr ist es denn?

Posten (mit warnender Miene). Herr Wurm, das derfen Se nich sagen!

Wurm. Warum nicht, meine Beste, aus welcher Ursache?

Posten (grimmig). Warum nich? Der hochweise Rath hat's verboten, un ich habe 's Recht, Sie zu arretire.

Wurm. Aber warum ereifert Sie sich denn, meine Liebste?

Posten (wüthend). Kreuzhimmeltausend Sabberment, Se hören nich uf? (schreiend) Herr Unteroffizier, kommen Se mal raus.

Unteroffizier (kommt). Was is denn?

Posten. Da, der Herr Wurm — der — Komödienspieler — kommt daher, un sagt — un sagt — (unwillig) na, Se wissen schon, was er sagte.

Unteroffizier (errathend). Nee, Herr Wurm,

das derfen Se nich, da hat der Mann 's Recht, Sie zu arretiren.

Wurm. Aber ich weiß gar nicht, Ihr lieben guten Leute, warum Ihr Euch so ereifert. Ich komme ganz gemüthlich her — Genast ist mein Zeuge — und frage diesen „braven Mann": Sag' sie mir, meine gute Schildwache, wie viel Uhr ist es denn?

Posten (erst verdutzt und dann in grinsendes Lachen übergehend). Schildwache meenen Se! Nee, Sie sin doch ä L....! Ich dachte, Se meenten .....!

Das Gastspiel Wurm's zog sich bis in den Januar 1820 hinein. Am 1. Februar kam zum ersten Mal eine Oper von Spohr, „Zemire und Azor" aufs Repertoire. Spohr hatte große Verehrer in Leipzig, und so kam es denn, daß die Oper einen außerordentlichen Erfolg hatte und auf allseitiges Verlangen viermal wiederholt werden mußte. Hofrath Küstner hatte sie nicht allein glänzend ausgestattet, sondern auch trefflich in Scene gesetzt. Jedoch nicht allein der äußern Ausstattung und dem Namen des Componisten hatte sie dieses Glück zu verdanken, sondern auch dem wirklichen musikalischen Werth, den lieblichen Melodien, den frappanten Rhythmen und den überraschenden harmonischen Wendungen. Alle, die wir darin beschäftigt waren, gingen mit Vorliebe an das Studium.

Im Monat März gastirten Frau Schirmer und Herr Burmeister aus Dresden mit vielem Glück bei uns. Dies Gastspiel erlaubte dem Hofrath Küstner, mir und meiner Braut einen Urlaub zu bewilligen, um in Weimar unsere Verlobung zu feiern, wie es unsere guten Aeltern bestimmt hatten. Den Tag nach unserer Ankunft dort wurde dieser feierliche Act vorgenommen. Die Worte, die mein alter Vater sprach, ergriffen uns und die Zeugen aufs tiefste, und Thränen des Dankes und der Freude flossen aus aller Augen. Meine Seligkeit konnte nur dadurch getrübt werden, daß nicht auch meine geliebte Mutter diesen Tag des Glücks erlebte.

Den andern Tag empfing uns Goethe im Kreise seiner Familie, zu dem noch einige Freunde seines Hauses gezogen waren. Meine Schwägerin hatte während unserer Reise das große Wort geführt und in muthwilliger Laune geäußert, was sie Alles mit Goethe über seine Werke zu sprechen gedächte; als wir aber die Treppe zu ihm hinaufgingen, wurde sie ganz kleinlaut und flüsterte mir zu, daß sie gewaltige Kopfschmerzen hätte und lieber wieder umkehren wolle; ich hielt sie jedoch fest. Sein Kammerdiener, der gute Karl, begrüßte uns mit einem herzlichen Glückwunsch und öffnete uns die Thür des Empfangszimmers. Goethe trat uns mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. Er war in seinem langen

blauen Ueberrocke und hatte ein weißes Halstuch leicht umgeschlungen. Nachdem ich meine Braut, ihre Mutter und Schwester ihm, seiner geistreichen Schwiegertochter und den andern Herrschaften, die mir alle bekannt waren, vorgestellt, nahmen wir Platz, wobei Goethe meiner Braut den ihrigen an seiner Seite anwies. Goethe war kein Freund von langem Sitzen. Nachdem einige Erfrischungen herumgereicht waren, stand er auf und trat mit meiner Braut ans Fenster, wo er sich lange mit ihr unterhielt, und ich bedauerte nur, daß die Schicklichkeit es nicht erlaubte, mich zu ihnen zu gesellen, um der Unterredung beizuwohnen. Frau von Pogwisch, die Mutter der Schwiegertochter des Hauses, eine vortreffliche Dame, knüpfte mit mir ein Gespräch an, wobei meine Augen immer nach dem Fenster schielten, wo er und sie standen, um zu sehen, welchen Eindruck Christine auf Goethe mache. Es mußte ein günstiger sein, denn seine Züge wurden immer wohlwollender und seine Augen immer lebhafter, was das beste Zeugniß seiner Zufriedenheit war. Dann sprach er mit meiner Schwiegermutter, meinem Vater und mir, wobei er sagte: „Du kannst Dich glücklich schätzen, dieses liebenswürdige Mädchen, das durch seine geistige Capacität und ihr edles weibliches Wesen mein ganzes Wohlwollen erworben hat, inskünftige die Deine zu nennen. Nun möchte ich auch mit ihrer

Schwester, von deren neckischer Laune mir Dein Vater so Manches erzählt hat, einige Worte sprechen, aber ich kann der Kleinen nicht habhaft werden."

Ja, die war in alle Ecken gekrochen, um nur aus der Nähe Goethe's zu kommen, solchen Respect hatte ihr seine Persönlichkeit eingeflößt. Ein Mädchen, das durch Witz und Munterkeit die Männerwelt bezauberte, war hier zum schüchternen Kinde geworden; ihre Schüchternheit verschwand indeß doch nach und nach, als Goethe sie so freundlich ansprach, und bald lugte ihr glückliches Naturell hervor, an dem Goethe sich höchlich ergötzte, denn er sagte zu mir: „Auch die Kleine ist allerliebst." Hierauf forderte er meine Braut auf, ihm etwas zu recitiren. Bereitwillig declamirte sie ihm einige seiner Gedichte und die Rede der Prinzessin aus „Tasso". Als sie geendet hatte, nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Brav, mein Kind, sinnig und charakteristisch vorgetragen; ich wünschte mir wohl das Vergnügen, Sie auf der Bühne zu sehen." Beinahe zwei Stunden brachten wir in seiner Gesellschaft zu, und meine Braut war entzückt über den Meister. Soviel ich ihr auch von ihm, dem Herrlichen erzählt hatte, so war doch ihre Erwartung weit übertroffen, denn nicht allein seine imposante Persönlichkeit, auch seine herzgewinnende Art und Weise hatte sie bezaubert.

Der geheime Hofrath Kirms gab uns ein glänzendes Mittagessen, wie sich überhaupt Alles vereinigte, uns den kurzen Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen. Im Theater sahen wir den „Othello“ von Rossini, worin die Jagemann die Desdemona gab. Obgleich ihre Stimme aller Jugendfrische entbehrte, so sang sie doch vortrefflich, und ihr Spiel war so ausgezeichnet und tief durchdacht, daß wir von ihrer Darstellung hingerissen waren. Nicht wie andere sang sie die Romanze im dritten Act, sich selbst auf der Harfe dabei accompagnirend, sondern sie ließ sich dabei entkleiden, träumerisch vor sich hinblickend, nach und nach in Angst übergehend und endlich die Worte „Verräther! Verräther!“ in markerschütternden Tönen ausstoßend.

Auch ihr stellte ich meine Braut vor, um zugleich unser Entzücken über ihre Darstellung auszudrücken. Sie liebte es, Anerkennung zu finden, besonders bei ihren Collegen, und war unendlich dankbar für die Lobsprüche meiner Braut. Im Laufe des Gesprächs sagte sie zu Christine scherzend: „Wissen Sie wohl, liebe Böhler, daß Sie mir einen alten Liebhaber abspenstig gemacht, und ich alle Ursache hätte, mit Ihnen zu zürnen? Eduard hat schon als zwölfjähriger Junge mir seine Liebe zugewandt und wollte mich immer mit Gewalt in die Proben begleiten.“

Die acht Tage in Weimar waren schnell vergangen,

und wir kehrten nach unserm lieben Leipzig zurück, wo ich unsere Verlobung nun auch veröffentlichte.

Am 14. Mai war der Tag, an dem unser Bund kirchlich eingesegnet wurde. Kaufmann Benedix und Frau, mein langjähriger theurer Freund Graf Holzendorff, mein Vater und meine Schwester waren Zeugen der Trauung, die ganz in der Stille in der katholischen Kirche, welcher meine Braut angehörte, vollzogen wurde. Zufällig kam einer unserer Bekannten eine Stunde vor der Trauung zu uns, und da er meine Braut im Myrtenkranz sah, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder zu empfehlen, um zu andern Freunden zu laufen und zu erzählen, daß unsere Hochzeit sei. Darum fanden wir, was wir hatten vermeiden wollen, bei unserm Eintreten die Kirche ziemlich besetzt; die vielen Beglückwünschenden hielten uns denn auch nach der Trauung so auf, daß wir viel später nach Hause zurückkehrten, zum großen Kummer meiner Schwiegermutter, der der Braten zu braun geworden, die Sauce zum Spargel verdorben, kurz nach ihrer Meinung das ganze Essen verdorben war, welches doch nur die Familie und die Zeugen einnehmen sollten. Was kümmerte ich mich um Braten und Saucen! Tags darauf gaben wir unsern nächsten Freunden ein kleines Hochzeitsmahl.

Zehntes Kapitel.

Hofrath Küstner mit seiner Gesellschaft in Lauchstedt. — Doktor Müllner und seine „Albaneserin". — Schmelka's und Kühn's Gastspiel in Leipzig. — Thätigkeit Küstner's. — Reise nach Stuttgart.

Hofrath Küstner hatte von der preußischen Regierung zu Merseburg eine höchst schmeichelhafte Einladung erhalten, im benachbarten Bade Lauchstedt im Monat Juli wöchentlich zweimal, Sonnabends und Sonntags, mit seiner Gesellschaft Gastvorstellungen zu geben. Er theilte diesen Antrag seinen Mitgliedern mit, die contractlich nicht verpflichtet waren, anderwärts als in Leipzig zu spielen, aber mit Freuden stimmte alle dieser Aufforderung bei, und der Antrag wurde angenommen. Nichtsdestoweniger wurde in Leipzig fortgespielt, und zwar hauptsächlich Opern, da nur das recitirende Schauspiel nach Lauchstedt ging. Das war nun freilich für mich höchst unangenehm, denn ich mußte die Gesellschaft meiner jungen Frau dreimal in der Woche entbehren. Da meine

damalige Beschäftigung hauptsächlich in die Oper fiel, war ich genöthigt, in Leipzig zu bleiben. Der Zufall wollte, daß unsere erste Sängerin Neumann-Sessi erkrankte; demzufolge wurde am 19. Juli die Bühne in Leipzig geschlossen und das recitirende Schauspiel siedelte bis zum 1. August ganz nach Lauchstedt über.

Unter den dortigen Badegästen befand sich auch der größte Gegner der Küstner'schen Unternehmung, Dr. Adolf Müllner, wie dessen specieller Freund, der Oberhofgerichtsrath Blümner von Leipzig. Letzterer führte eine Annäherung zwischen Küstner und Müllner herbei, und infolge dessen entschloß sich Küstner, Müllner's neuestes Werk: „Die Albaneserin", zur Darstellung zu bringen. Zu diesem Zweck ersuchte Küstner den Dichter, sein Stück dem darin beschäftigten Personal vorzulesen. Diese Aufmerksamkeit gestaltete das Verhältniß zwischen beiden schnell zu einem vollkommen freundschaftlichen. Müllner las also sein Werk vor, und wenn sein Vortrag auch eben nicht meisterhaft zu nennen war, konnte man doch seine Intentionen daraus kennen lernen. Wohlbrück konnte nach der Vorlesung folgende Aeußerung nicht unterdrücken: „Wenn wir so spielten, wie der gute Mann gelesen hat, wir nähmen uns untereinander selbst beim Schopf und würfen uns kopfüber zum Tempel hinaus." Das Stück, welches Küstner mit geübter Hand

zur Darstellung eingerichtet hatte, sodaß sich selbst der so empfindliche Autor ganz einverstanden damit erklärte, wurde zum ersten Male in Leipzig am 25. August mit vielem Beifall gegeben. Erst der dritten Wiederholung am 9. October wohnte der Dichter selbst bei, worauf in der „Mitternachtszeitung" folgende Kritik von ihm erschien: „Für den außerordentlichen Fleiß, welchen die Künstler in dieser Vorstellung an den Tag gelegt haben, weiß ich denselben nicht würdiger, als durch die Mittheilung folgender Betrachtungen darüber zu danken. — Jede dramatische Dichtung will in dem Stile dargestellt sein, in welchem sie gedacht ist. Dieser Forderung entsprachen vollkommen: Albana (Frau Genast), Basil (Herr von Ziethen), Enrico (Herr Stein), Fernando (Herr Thieme) und Samastro (Herr Genast). Hier war allenthalben die Sprache (des Mundes wie der Geberden) über die tägliche Gewohnheit des geselligen Lebens hinaufgehoben: getragene, voll und laut austönende Rede, sorgfältige Articulation und Betonung, rhythmische Bewegung des Schalles und natürliche Uebereinstimmung mit derselben in der sichtbaren Bewegung und Haltung der Gestalten. Nirgends eine Mahnung an die conventionelle Nachlässigkeit gewöhnlicher Conversation. Die übrigen drei Künstler: Benvolio, Leontio und Onophrius, zeigten gleichen

Fleiß, aber sie hielten nicht vollkommen den Stil der Tragödie. — Alles was scenische Einrichtung heißt, hat mir musterhaft geschienen, mit Einschluß aller Gruppirungen im dritten, vierten und fünften Acte. Nur im zweiten, bei dem Ausbruch von Enrico's Wahnsinn, hätte ich gewünscht, daß Basil und Benvolio sich etwas mehr von ihm entfernt gehalten hätten, soviel die Breite des Vorgrundes es gestattete. Es liegt nicht in dem Zwecke dieses Aufsatzes, daß ich über gelungene Einzelheiten mich verbreite; das würde ihn sehr lang machen. Nur drei will ich nennen, die über meine Erwartung waren. Basil's Erzählung von Fernando's Benehmen in der Versammlung der Verschworenen, Samastro's besonnenes Spiel im ganzen vierten Acte und Fernando's reine (moralisch reine) Haltung seiner letzten Scene. Albana und Enrico konnten vermöge der Eigenschaft ihrer Rollen mit Einzelheiten mich weniger als mit dem ganzen Gusse anziehen; doch machten sie mich zwei Einzelheiten bereuen, die ich einmal im Unmuthe über die Verkürzungsanträge einer andern Direction aus ihren Partien gestrichen habe. Ich meine in der Partie des Enrico, Act III, vorletzte Scene, die Stelle: „Gebt Flügel mir" — bis: „Herr der Welt geworden." Und in der Partie Albana's, Act II: „O sel'ge Qual! — Jüngling, du Sonnenflamme" — bis: „das

glühend in Dein Ohr ergieße." Da es ungefähr um eine Mandel Verse zu thun ist, so wünschte ich wohl, daß sie zu Ehren dieser Repräsentanten wiederhergestellt würden" u. s. w.

Am 31. Juli wurde die Bühne in Lauchstedt mit „Donna Diana" geschlossen und am 2. August mit derselben Vorstellung die in Leipzig eröffnet. Gleich darauf trat der treffliche Komiker Schmelka aus Breslau in einer langen Reihe von Gastrollen auf und erwarb sich nicht nur bei dem Publikum, sondern auch bei seinen Collegen, durch seinen trockenen, naturwüchsigen Humor wie sein bewegliches Mienen- und Gliederspiel den größten Beifall. Er war ganz das Gegentheil von Wurm. Bei ihm war nichts berechnet, man sah es seinen Darstellungen an, daß der Augenblick ihn aufs günstigste beherrschte, dem er sich bei seinem großen Talent auch unbedingt überlassen durfte. Von allen seinen Darstellungen — Rummelpuff in der „Falschen Primadonna", Schnaps in den „Beiden Billets", Lorenz im „Hausgesinde", Schulmeister in „Der gerade Weg der beste", Mauser im „Reisenden Student", Crispin in den „Schwestern von Prag", Stiefel in den „Pagenstreichen", Marder in der „Brandschatzung", Johann in der „Komödie aus dem Stegreif", — war auch nicht eine, die man mittelmäßig hätte nennen können;

mehrere mußte er wiederholen, wobei er stets neue, komische Momente anbrachte, während Wurm in seinen Darstellungen stereotyp war. Man durfte dem letztern gewiß ein großes komisches Talent, Schmelka hingegen Genie zusprechen.

Nach Schmelka kam ein höchst bedeutender Gast, Kühne (von Lenz) aus Hamburg, und trat als Hugo in der „Schuld", als Oberförster in den „Jägern", als Philipp in „Don Carlos", als Minister Falkenau in der „Macht der Verhältnisse", und als Macbeth auf. Er bekundete in allen diesen Rollen den tief denkenden Künstler und brachte alle diese Charaktere zur klarsten Anschauung des Publikums. Ganz ausgezeichnet war er als Minister und König Philipp; ich habe nie diese Rollen vollendeter gesehen. Als ich nach Jahr und Tag selbst den Philipp darzustellen hatte, nahm ich ihn mir darin zum Vorbild.

Küstner hatte in den drei Jahren seiner Unternehmung ein sehr reichhaltiges Repertoire geschaffen, demungeachtet war er unermüdlich, dem Publikum das beste Neue und das gute Alte, was unter seiner Leitung noch nicht zur Darstellung gekommen, vorzuführen. Vom Januar 1821 bis zum Juni wurden acht neue und sieben neu einstudirte Werke gegeben. Von den neuen machten „Das Bild" von Houwald und der „Barbier von Sevilla" von Rossini das meiste Glück.

Eine abermalige Aufforderung der merseburger Regierung rief uns auch 1821 nach Lauchstedt, wo das Theater am 30. Juni mit einem Prolog und „Tasso" eröffnet wurde. Das Theater war in allen Räumen besetzt, denn selbst von Halle, Leipzig und der ganzen Umgegend waren Zuschauer herzugeströmt, und die Darstellung wurde mit großem Beifall aufgenommen. Nur an Sonnabenden und Sonntagen konnten wir auf bedeutendere Einnahmen rechnen, wie es auch früher bei den weimarschen Hofschauspielern der Fall gewesen war; außerdem hatten wir das Haus ziemlich leer, da die ganze Badegesellschaft nur aus 80 bis 90 Familien bestand. Da wir Mitglieder außer für Reise und Wohnung keine Vergütung bekamen, waren die Kosten für den Hofrath Küstner nicht bedeutend, und die reichlichen Einnahmen der beiden Hauptage deckten sogar einen großen Theil der Gagen.

Auch dieses Jahr befand sich nur das recitirende Schauspiel in Lauchstedt, die wenigen ausschließlichen Opernmitglieder, Chor und Orchester hatten Ferien.

Alle ersten Mitglieder speisten bei Aeckerlein im Salon. Dies brachte uns mit den Badegästen in täglichen Verkehr und es stellte sich ein höchst angenehmes geselliges Verhältniß unter uns her. Ich habe zu keiner Zeit unsern liebenswürdigen Director in so ausgelassen lustiger

Laune gesehen; bei allen Schwänken und Teufeleien, die wir jungen Leute anstellten, war er nicht der Letzte. Da ich mit meiner Familie die größte Wohnung inne hatte, so erlaubten unsere Räume eine größere Zahl Personen zu empfangen und gemeinschaftliche Abendessen bei uns zu veranstalten, zu welchen der Hofrath Küstner den Wein beisteuerte. Das Service, was unsere Wirthin uns gab, war allerdings nicht fein zu nennen: die etwas defecten Teller aus Steingut, Salatschüsseln gar nicht vorhanden; und da gerade Kartoffelsalat ein allgemeines Lieblingsgericht war und in Menge vorhanden sein mußte, so wurde dieser in einer gewaltigen irdenen Schüssel aufgetragen. Am mangelhaftesten war aber die Beleuchtung, denn sie bestand nur aus einem Talglicht; die Frau Wirthin gab eben grundsätzlich nur einen einzigen Leuchter her und dazu eine ihre Schuldigkeit oft launisch versagende Lichtscheere. So geschah es denn eines schönen Abends, daß das Licht, als eben der beliebte Kartoffelsalat aufgetragen war, von meiner boshaften Schwägerin ausgeputzt wurde. Eine ägyptische Finsterniß umgab uns, und eine Todtenstille verbreitete sich in der ganzen Gesellschaft; nur ein leises Aufstoßen einer Gabel auf den Tisch wurde hörbar. Als die Leuchte wieder erschien, rief der Hofrath Küstner ganz erstaunt: „Herr Jeses, da steht er ja, und ich habe den halben Tisch durchstochert, um die

Schüssel mit dem Salat zu finden." Er hatte die Dunkelheit benutzen wollen, um zu kosten, aber meine Schwägerin war ihm zuvorgekommen, hatte die Schüssel auf den Schooß genommen und sie, als sie Schritte hörte, schnell wieder hingestellt.

Während wir uns das frugale Abendbrod schmecken ließen, sagte der Hofrath Küstner: „Nein, Kinder, dem Uebelstand mit dem einen Leuchter und der einen Lichtputze muß abgeholfen werden. Morgen ist Jahrmarkt in Schaafstedt, da fahren wir hinüber und kaufen zwei Leuchter und zwei Lichtputzen." Wir waren zwölf Personen und fuhren richtig den andern Tag in drei Wagen nach dem eine Stunde entlegenen Marktflecken. Dort angekommen, nahm der Hofrath meine Frau und Madame Miedke am Arm und ging mit ihnen von Bude zu Bude, immer zunächst nach echten türkischen Shawls fragend, worauf denn immer die Antwort kam: „Ne, mei gutes Herrchen, damit können mer nich dienen!" — „Aber Lichtputzen und Leuchter, nicht wahr?" — „So viel Se wollen." Der bedeutendste Artikel, welchen wir auf dieser weltberühmten Messe vorfanden, war das kleine Kinderspielzeug, die sogenannten Stehuffchens; diese wurden natürlich alle aufgekauft, um den jungen Damen und Kindern der Badegesellschaft ein Andenken von Schaafstedt zu überreichen.

Die Morgen wurden in den reizenden Anlagen des Bades selbst verbracht, Abends versammelten wir uns in Aeckerlein's Salon, wo wir durch Tanz und gesellige Spiele, an denen der größte Theil der vornehmern Welt Theil nahm, uns ergötzten. Müllner, der abermals als Badegast da war, war der Arrangeur von Allem. Eines Abends, als der Köcher seiner Unterhaltungspfeile ausgeleert war, sagte er zu mir: „Wir müssen heute Abend einen kleinen Witz loslassen, das heißt ein Wasserfeuerwerk, es darf uns aber keinen rothen Heller kosten. Wir benachrichtigen die Gesellschaft, daß ein Feuerwerker da sei, der ein brillantes Wasserfeuerwerk abbrennen wolle, wenn seine Kosten gedeckt würden; dann gehen wir in die Bude Nr. 6., kaufen einen Kanonenschlag und beauftragen die Kellner, sobald dieser abgebrannt wäre, sofort 30 bis 40 Stühle an den Teich zu schaffen. Dann, wenn sich die ganze Gesellschaft versammelt hat, gehen wir mit einem Teller und einer Laterne bei dem Publikum herum und sammeln ein. Von dem Gelde, was wir lösen, kaufen wir dann erst das Feuerwerk ein."

Gesagt, gethan. Der Kanonenschlag wurde abgebrannt; die Gesellschaft strömte herbei, wir nahmen sechs Thaler ein, kauften dafür Wasserenten, Schwärmer, Leuchtkugeln u. s. w., postirten uns ans andere Ufer des Teiches, und dirigirten das prächtige Schauspiel. Die

ganze Gesellschaft amüsirte sich herrlich und brachte dem Feuerwerker schließlich ein Vivat.

Da wir einige Tage im Theater nicht beschäftigt waren, so benutzten wir die Gelegenheit, unserm lieben Vater in Weimar einen Besuch abzustatten, und Freund Koch, unser trefflicher Komiker, der ein großes Verlangen trug, Goethe kennen zu lernen, wozu ich ihm sichere Aussicht gemacht, schloß sich unserer Partie an. Wir nahmen den Weg über die Dörfer, den die weimarschen Schauspieler stets gefahren waren, denn meine Frau mußte ja alle die Orte kennen lernen, von denen ich ihr soviel erzählt hatte.

Hoch erfreut empfing uns mein guter Vater und bedauerte nur, daß wir nicht länger bei ihm verweilen könnten. Den andern Tag ließ ich bei Goethe anfragen, ob ich ihm einen leipziger Schauspieler vorstellen dürfte. Mein Gesuch wurde gewährt und ich nebst meinem Freunde nach Wunsch empfangen.

Im Gespräche fragte Goethe, welchem Fach Koch sich gewidmet, und als dieser erwidert hatte, daß er hauptsächlich im Lustspiel und der Posse wirke, bemerkte Goethe: „Nun, das ist eine ganz schätzenswerthe Aufgabe, andern Menschen heitere Stunden zu bereiten!" Dann wandte er sich zu mir und fragte, was jetzt meine Beschäftigung im Schauspiel wäre? Ich sagte ihm, daß ich wohl noch

hier und da ernstere Liebhaber spielte, der Hofrath Küstner mir aber zumeist Charakterrollen übertrüge, und so hätte ich denn vor kurzem den König Philipp in „Don Carlos“ mit Erfolg gegeben, wozu ich ein treffliches Vorbild an dem Schauspieler Kühne von Hamburg gehabt, der in dieser Rolle ganz unvergleichlich sei und den ich darin sogar noch über Eßlair stelle. „Ich habe schon viel Gutes von diesem Manne gehört, und er soll ein ganz tüchtiger Charakteristiker sein, mit einem kräftig schönen Organ und entsprechender Persönlichkeit“, sagte Goethe. Dann fragte er nach meiner Frau, ob sie mitgekommen sei, was ich bejahte, aber sogleich hinzufügte, daß sie sich nicht mit der nöthigen Toilette versehen, um Sr. Excellenz aufwarten zu können. „Ei was“, rief er, „sie ist mir in jedem Costüm willkommen.“ Abends kamen wir seinem Verlangen nach und er begrüßte sie mit großer Herzlichkeit.

Koch war ganz entzückt über die freundliche Aufnahme von seiten Goethe's, den er sich mit steifer Haltung und einem ernsten, auf das Gewürm herabblickenden Gesicht gedacht hatte.

Die vier Wochen unsers Gastspiels, das 22 Vorstellungen umfaßt hatte, waren vorüber gerauscht; mit dem 1. August wurde die Bühne in Lauchstedt mit den „Räubern“ geschlossen und am 5. August mit dem „Donauweibchen“ die leipziger Bühne wieder eröffnet.

Alle verwandtschaftlichen Beziehungen beiseite setzend, muß ich doch offen bekennen, daß ich die Rolle der Hulda nie mit größerer Liebenswürdigkeit und Natur in allen verschiedenen Charakteren habe darstellen sehen, als von meiner kleinen Schwägerin, Doris Böhler, die durch ihre neckische Laune und unnachahmliche Grazie das Publikum elektrisirte.

Bis zum Schluß des Jahres hatten wir noch drei Gäste, Dr. Töpfer aus Wien, Laroche aus Königsberg und Karl Unzelmann, der Weimar verließ und nach Dresden übersiedelte. Alle drei fanden Beifall, besonders aber Unzelmann, dessen Gastspiel sich bis in den Januar 1822 ausdehnte. Sein Truffaldino („Diener zweier Herrn"), Karl Ruf („Schachmaschine"), Hans von Birken („Intermezzo") und Thomas („Das Geheimniß") waren wahre Meisterdarstellungen.

Am 28. December wurde zum ersten Mal bei ausverkauftem Hause „Der Freischütz" von Karl Maria von Weber gegeben. Mit welchen Gefühlen sang ich als Kaspar das Trinklied, das ich im Jahre 1817 Weber in Dresden hatte vorsingen müssen. Wir waren alle bezaubert von diesen hinreißenden Melodien, der Originalität, der Charakteristik und der wundervollen Instrumentation! Mit welchem Eifer, ja, man konnte sagen, mit welcher Gier studirten wir dies Meisterwerk, und

mit welchem beispiellosen Enthusiasmus wurde die Oper von dem Publikum aufgenommen! Es ging das Gerücht, daß Weber, noch ehe er die Oper an den Grafen Brühl nach Berlin eingesendet, sie an Rochlitz in Leipzig zur Ansicht geschickt habe, der als größte kritische Autorität damals allgemein bekannt war. Dieser habe sie an Weber mit dem Bemerken zurückgesendet, er könne ihm durchaus nicht rathen, dieses Werk aufführen zu lassen, da es nur theilweise den Anforderungen einer guten Oper entspräche und das Finale des zweiten Actes alle Grenzen der Schönheit überschritte. Rochlitz war ein Mann, der ein wirklich gediegenes musikalisches Urtheil besaß, der aber an der alt hergebrachten Form wie an einer eisernen Kette hing.

Mancher alte Zopf, nicht nur in Leipzig, sondern auch anderwärts, schüttelte sich selbst noch nach dem ungeheuern Erfolg und hatte an diesem und jenem zu mäkeln, ja es erkühnten sich sogar ein paar sonst ganz tüchtige Musiker in einem Musikblatt, welches zu jener Zeit in Weimar erschien, die Oper auf das schmählichste herabzusetzen.

Auch sie schrieben Opern, ihre Werke aber sind längst der Vergessenheit überantwortet, während der „Freischütz" noch jetzt seine Zugkraft besitzt und überall gern gesehen wird. Selbst der sonst so wackere Spohr soll die

ungehörige Bemerkung gemacht haben: wenn das den Werth eines Componisten ausmache, daß man seine Weisen auf Drehorgeln spiele, dann wäre Gluck freilich ein schlechter Componist gewesen. Wann wäre das Geniale nicht angefeindet worden? Mozart ist es bei dem Erscheinen seines „Don Juan" nicht besser ergangen.

Eine höchst freudige Ueberraschung wurde meiner Frau an ihrem Geburtstage, 31. Januar 1822, zu Theil. Goethe sandte ihr zum Andenken ein Stammbuchblatt mit folgendem Glückwunsche:

Treu wünsch' ich Dir zu Deinem Fest
Das Beste, was sich wünschen läßt.
Doch wünsch' ich mir zum Lebenskranze,
Dich anzuschau'n in Deinem Glanze,
Dich selbst in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

Im Februar 1822 gab Wurm abermals Gastrollen in Leipzig. Ende desselben Monats folgten wir einem Rufe zu einem Gastspiel in Stuttgart und fuhren unter fröhlichem Posthorngeschmetter am 28. Februar zum Ranstedter Thore hinaus. Das war nun freilich ein anderes Fahren als mit einem naumburger Lohnkutscher, denn Abends bei guter Zeit langten wir in Weimar beim Vater an, der es nicht anders that, als die ganze Familie bei sich zu beherbergen. Das zweite Nacht-

quartier nahmen wir in Meiningen, das dritte in Würzburg und das vierte bei einem freundlichen und wohlfeilen Wirth, Herrn Glöckner in Künzelsau. Auf der Tour dahin ließ ich natürlich in Mergentheim an dem Wirthshause, wo ich vor sechs Jahren meine Schutzbefohlene abgesetzt hatte, halten und fand sie, wie ich bereits im ersten Band meines Tagebuchs angeführt, als glückliche Frau und Mutter wieder.

Wie anders sah es aber 1822 in Schwaben aus als im Jahre 1816. Aus den größtentheils verfallenen Hütten waren wohnliche Dörfer erstanden. Hier konnte man recht sehen, in welch kurzer Zeit eine Regierung wohlthätig wirken kann, an deren Spitze ein edler und gerechter Fürst steht.

In Stuttgart kehrte ich im Wilden Mann bei meinem Freund Fritz Heinrich ein, der mich als Junggesellen sechs Monate lang gespeist hatte, und kam damit den Mahnungen meiner Schwiegermutter, ja keinen zu theuern Gasthof zu wählen, pflichtschuldigst nach. Aber es reute mich doch, als ich mein junges Weib durch die eben nicht lichte Hausflur und die altmodische breite Treppe hinaufführte, daß ich hier der Oekonomie und der alten Freundschaft Rechnung getragen und Wohnung in einem Gasthause genommen, welches große Aehnlichkeit mit einer Fuhrmannskneipe hatte. Indessen

die Zimmer, die wir im ersten Stock bewohnten, sowie die Betten, das Essen, die Bedienung, die aus einem kräftigen, freundlichen Mädchen bestand, waren gut. Meine Frau belustigte sich höchlich, wenn unzählige Male der Ruf „Maarie!“ erscholl und stets die Antwort erfolgte: „'s ischt scho reecht!“

Alle die Familien, an die wir von Leipzig aus empfohlen waren, nahmen uns mit echt schwäbischer Herzlichkeit auf. Vor allen war es Matthisson, der sich mit wahrer Freundschaft an uns anschloß, und diese innige Zuneigung bewahrte er uns bis zu seinem Tode. Jeden Morgen, ehe er auf die Bibliothek ging, sprach er bei uns vor; und wie anmuthig und anregend war die Unterhaltung dieses greisen Dichters! Allen Vorkommnissen des Lebens wußte er eine poetische Seite abzugewinnen. In der Lebendigkeit seiner Augen hatte er viel Aehnlichkeit mit Goethe. Nicht minder liebenswürdig und trefflich war seine Gattin; es gereichte mir zu wahrer Freude, wie herzlich sie sich der meinigen anschloß. Als wir Stuttgart verließen, schrieb Matthisson folgende Worte in das Stammbuch meiner Frau:

„Liebe, Kunst und Natur leiten, wie Grazien,
„Dich mit göttlicher Huld ihren geweihten Pfad,
„Reich an Blumen der Freude,
„Die noch über den Sternen blüh'n.

Eine zweite interessante Persönlichkeit war uns Therese Huber, Redactrice des „Morgenblattes" und Witwe des im Jahre 1804 zu Ulm verstorbenen hochverdienten bairischen Landesdirectionsrathes Ludwig Ferdinand Huber. Sie war sehr kurzsichtig und betrachtete selbst Jemanden, der dicht neben ihr saß, durch die Lorgnette. Eine solche Beweglichkeit des Körpers und Geläufigkeit der Zunge war mir bei einer so bejahrten Frau noch nie vorgekommen, es konnte einem dabei fast schwindelnd werden. Bei ihr war es, wo wir in einem Abendcirkel alle literarischen Berühmtheiten Stuttgarts kennen lernen sollten: Uhland, Gustav Schwab, Reinbeck, Schorn, Haugk, den Freiherrn von Tumb rc. Besonders war ich seit langer Zeit schon auf den großen Dichter Uhland gespannt, denn meine Phantasie hatte sich auch von seinem Aeußern ein hochideales Bild entworfen. Als Matthisson mich ihm vorstellte und ich einen Mann mir gegenüber stehen sah, von mittler Gestalt, schlicht anliegendem, die Stirn zum Theil bedeckenden blonden Haar und kräftigen Gesichtszügen, da war ich etwas befremdet, denn es paßte nichts davon zu meinem schwärmerischen Phantasiebilde, als die wunderbar schönen, geist- und gemüthvollen blauen Augen. „Ich habe Ihre Bekanntschaft schon auf dem Theater gemacht", sprach er mich an. „Sie habe mir als Jakob sehr gefalle,

Sie habe den alten Mann nit vergesse und den Patriarchen recht wacker zur Anschauung gebracht.“ Auch der echt schwäbische Dialekt kam mir aus seinem Munde unerwartet. Aber wie vergaß ich das Alles so vollständig und wie fühlte ich mich immer mehr zu Liebe und Bewunderung hingerissen, als die Unterhaltung allgemein wurde und die geistige Größe des herrlichen Mannes sich immer bedeutender offenbarte!

Noch zwei Familien, an die wir ebenfalls empfohlen waren, Minister Pfuhl und Bankier Benedict, wurden uns sehr lieb und werth. Die letztere, zwei würdige alte Leute, nahm uns auf, als ob wir zu ihrem Hause gehörten. Ihr jüngster Sohn Julius*), ein Schüler Hummel's und Karl Maria von Weber's, hatte gleiche musikalische Ansichten mit mir, und so kam es, daß wir uns eng aneinander anschlossen.

Unter andern Rollen sang ich auch den Seneschall in „Johann von Paris“ und habe mich während der Tafelscene nie besser amüsirt als an diesem Abend. Früher wurden alle Speisen und Getränke, die sich bei Vorstellungen nöthig machten, aus der königlichen Hofküche und Kellerei geliefert. Von seiten der Unterbeamten aber mag da ein nicht unbedeutender Unterschleif ge-

*) Jetzt Kapellmeister in London.

trieben worden sein, weshalb der Befehl kam, künftig den Bedarf aus einer Restauration oder einem Gasthaus holen zu lassen. Die Speisen, womit der Herr Johann von Paris an diesem Abende die Prinzessin von Navarra und ihren Seneschall regalirte, bestanden zunächst aus einer Graupensuppe, dann folgte Rindfleisch mit rothen Rüben, als Zwischenspeise kam Rindszunge mit weißer Rosinensauce und das Ganze krönte ein Schweinebraten mit Sauerkraut. Alle diese Gerichte wurden servirt, da der eingelegte Tanz von ungebührlicher Länge war.

Wir hatten dem König und dem Publikum gefallen, und der Intendant, Herr von Lehr, forderte mich auf, unsere Bedingungen, unter denen wir ein Engagement annehmen wollten, vorzulegen. Es war in früherer Zeit fast an allen deutschen Bühnen üblich, den ersten Schauspielern Benefize zu geben, die einen Theil ihres Gehaltes bildeten. Ich hatte einen Widerwillen vor dieser vornehmen Bettelei, mit denen die Schauspieler das Publikum belästigen mußten. Dieser Widerwillen sollte in Stuttgart noch erhöht werden, denn als ich an dem Tage, wo der Kammersänger Krebs, ein verdienter Künstler, Abends sein Benefiz hatte, an dessen Haus vorüberging, standen eine Menge Gassenbuben vor demselben und schrien fortwährend, zur Belustigung der Vorübergehenden und

Nachbarn, seiner Frau, die oben am Fenster stand, zu: „Madame Benefiz, ein Billet aufs Juchhe!" (Gallerie).

Meine ersten Bedingungen waren daher, daß wir kein Benefiz, sondern einen festen Gehalt und ein lebenslängliches Engagement mit Pension beanspruchten, denn wenn wir unser geliebtes Leipzig verlassen sollten, mußten wir wenigstens für unsere Zukunft sichergestellt werden. Die letzte Bedingung konnte oder wollte man nicht eingehen, und wir alle drei waren mehr darüber erfreut als betrübt; denn obgleich uns die liebenswürdigste Gastfreundschaft von den Bewohnern Stuttgarts zu Theil geworden, die Stadt und ihre Umgebung wie überhaupt das ganze Land uns ungemein angesprochen, hingen wir doch mit ganzer Seele an Leipzig, und mit Freuden kehrten wir dahin zurück.

Elftes Kapitel.

Gastspiele von Wolffs, Eßlair, Herrn und Frau Stich (Crelinger), Sophie und Wilhelmine Schröder, Fischer, Löwe, Emil Devrient und Frau Metzger-Vespermann. — Reise zu Goethe. — Gastspiel in Dresden. — Tieck und seine Abendcirkel. — Weber auf dem Lande.

Während wir in Stuttgart waren, hatte der Hofrath Küstner das Künstlerpaar Wolff zu einem abermaligen Gastspiel nach Leipzig eingeladen. Dasselbe war vom Publikum mit dem frühern Beifall begleitet worden, nur in der Rolle der Sappho hatte man Vergleiche zwischen der Schröder und Wolff angestellt, die nicht zu Gunsten der letztern ausfielen.

Im Monat Juni trat Eßlair, wie ich bereits früher erwähnte, zum ersten Male in Leipzig als Gast auf und hatte unter den zehn Gastrollen, die er gab, auch zwei Lustspiele gewählt: „Der Puls" (Graf) und „Die Kleinigkeiten" (Baron Wellen). Eßlair war nur ein Mann der Tragödie und des bürgerlichen Dramas, wozu ihn

die Natur mit den größten Mitteln ausgestattet hatte, das Lustspiel dagegen durchaus nicht sein Feld, weshalb auch der Beifall in den beiden angeführten Stücken nur mäßig, hingegen in Rollen wie Kriegsrath Dallner in „Dienstpflicht", Oberförster in den „Jägern", Otto von Wittelsbach beispiellos zu nennen war. Er war mit dem Namen des größten dramatischen Künstlers nach Leipzig gekommen und die Erwartung des Publikums enorm. Leider wurde sie in Rollen wie Tell, Macbeth, Lear und Theseus („Phädra") nur theilweise von ihm erfüllt, denn die aus Frankreich herübergeschleppte Manier, den letzten Vers fallen zu lassen und gerade da fast tonlos hinzuwerfen, wo man mit Recht eine Steigerung erwartet, trat dem Publikum fremdartig entgegen und war ganz gegen den Geschmack desselben. Freilich muß man dabei auch in Anschlag bringen, bis zu welcher Höhe der Geschmack des Publikums durch die Art und Weise der Küstner'schen Theaterleistung herangebildet worden war. So kam es denn, daß Eßlair nicht das Furore machte, welches er von andern Bühnen her gewohnt war. Wäre er aber noch derselbe gewesen, der er vor sechs Jahren in Stuttgart war, die Leipziger würden es gewiß an wohlverdienter Huldigung nicht haben fehlen lassen.

Gleich nach Eßlair erschienen Herr und Frau Stich

als Gäste. Beide traten in folgenden Rollen auf: Donna Diana, Perin („Donna Diana"), Baronin Waldhüll, Baron Gluthen („Das letzte Mittel"), Julie, Mercutio („Romeo und Julie"), Isabella, Linden („Die Quälgeister"), Rosalie, Langers („Welcher ist der Bräutigam"), Elise, Bontemps („Der Obrist"). Außerdem trat sie allein noch auf als Johanna d'Arc, Bertha („Ahnfrau"), Kathinka („Mädchen von Marienburg"), Afanasia („Graf Beejowsky"). Sie wurde in jeder ihrer Leistungen mit großem Beifall aufgenommen, nur als Donna Diana stellte das Publikum Vergleiche an, die nicht ganz zu ihren Gunsten ausfielen. Dagegen war sie als Julie unübertrefflich. Das war die Julie, wie sie sich Shakspeare gedacht haben mußte. Ich habe von keiner Darstellerin den Monolog: „Hinab, du flammenhufiges Gespann", mit solcher umfassenden Wahrheit sprechen hören. Diese Glut der Erwartung, diese Sehnsucht nach dem heißgeliebten Gatten konnte nicht besser in Wort und Geberde geschildert werden. Ihre Julie war unbedingt der Culminationspunkt ihrer Leistungen. Was Herrn Stich anlangte, so gehörte er zu jenen, die man gewandte, bühnenkundige Schauspieler nennt.

Ende Juli hatten wir das Glück, abermals die Perle der deutschen Tragödie, die hochgefeierte Sophie Schrö-

der, als Sappho, Gräfin Orsina und Medea (von Gotter) zu bewundern. Diesmal brachte sie ihre Tochter Wilhelmine, nachherige Schröder-Devrient, mit. Schon damals bekundete dies achtzehnjährige Mädchen als Emmeline („Schweizerfamilie"), Pamina („Zauberflöte") und in den ersten Scenen des zweiten Actes vom „Freischütz" als Agathe, worin sie auftrat, den hohen dramatischen Funken, der in spätern Jahren zur Feuersäule heranwachsen sollte, den Weg beleuchtend, den die Jünger ihrer Kunst zu gehen hatten. Ihre klangvolle, schöne Stimme, das liebliche Gesicht, von dem reichen blonden Haar umwallt, die ebenmäßige Gestalt nahmen sofort das Publikum für sie ein, und ihr sinniges Spiel steigerte nur noch den Beifall. Aber nicht allein auf der Bühne entfaltete sie so viel Liebenswürdigkeit, auch im geselligen Leben; ich konnte das täglich in meinem Hause beobachten, wo sie sich ganz ihrem reizenden Naturell überließ. Ihre Mutter war ja die ebenso wohlwollende als von uns hochverehrte Lehrerin meiner Frau. Wie eine flüchtige Gazelle sprang Wilhelmine in dem großen Garten, der sich an unserer Wohnung befand, herum, und wenn sie sich ausgetobt hatte, warf sie sich wie ein Kind ins Gras und jauchzte dem Himmel zu: „Ich bin ja so fröhlich, so selig, und immer umgaukeln mich Freude und Lust!" Ein

reines R hervorzubringen, war ihr damals fast unmöglich, darum wurden zu ihrer und unserer Belustigung alle möglichen Uebungen damit vorgenommen. Ich sagte: „Sie müssen, mit der Zunge an den Oberzähnen und dem weichen Gaumen, einen förmlichen Pralltriller schlagen.“ Ihre Mutter, die ein makelloses R sprach, bestätigte das. Auf den Spaziergängen sprang sie meist vor uns her und übte das abscheuliche R, wie sie es nannte. Meinte sie es nun inne zu haben, so kam sie zurückgesprungen, stellte sich mit untergestemmten Armen vor uns hin und rief: „Da habt Ihr Eure Schnarre, Rrrrrr!“, und dieses Mundmanöver dehnte sie, immer dabei rückwärts gehend und Verbeugungen machend, bis zur Ermüdung aus. Dieser Muthwille und diese kindliche, drollige Unbefangenheit gewannen ihr meine ganze Zuneigung, die sie erwiderte und welche endlich, da wir uns auf unserm Lebenswege noch oft begegneten, in ein wahres Freundschaftsbündniß überging. Dazu trugen noch verwandtschaftliche Verhältnisse bei, als Emil Devrient, ihr nachheriger Schwager, meine Schwägerin Doris Böhler heirathete. Ich werde in diesen Blättern noch oft Veranlassung haben, auf die unvergeßliche, herrliche Künstlerin zurückzukommen.

Bisher hatte mich der Hofrath Küstner hauptsächlich in der romantischen Tragödie. im ältern Fach beschäf-

tigt, aber im Jahre 1823 machte er einen Versuch mit mir im bürgerlichen Drama und theilte mir den Stadtmusikus Miller in „Kabale und Liebe" zu. Da der Versuch gelang, wurden mir nunmehr Rollen wie der Oberförster in den „Jägern" und der alte Feldern in „Hermann und Dorothea" übertragen, und ich rückte allmählich auch in das Fach der Heldenväter und komischen Charakterrollen ein. Das Publikum hatte Nachsicht mit meinen anfänglichen Leistungen und behandelte mich mit Liebe und Auszeichnung. So kann und muß ich mit Recht sagen, daß ich dem Vertrauen Küstner's und dem Wohlwollen der Leipziger die Entwickelung meines Talents großentheils zu danken habe, am meisten aber doch der tiefern Einsicht meiner geliebten Frau. Sie war es, die mich auf alle meine Fehler, auf alle feinere Nüancirung aufmerksam machte, die alle gemachten Effecte verwarf und jeden Charakter naturgemäß und psychologisch entwickelt wissen wollte. Diese Grundsätze bethätigte sie selbst überall auf das trefflichste, und ihre Darstellungen sowie ihr hohes Verständniß und ihre Gabe klarer Auseinandersetzung wurden mein Leitstern in der dramatischen Kunst. Sie war es also, die nicht allein mein häusliches Glück gründete, sondern mich auch auf der künstlerischen Bahn weiter leitete und mich meinem erstrebten Ziele näher brachte.

Im Anfang des genannten Jahres sollte ich auch den berühmten Bassisten Fischer kennen lernen, der mehrere Jahre die Berliner durch seine Kunst entzückt hatte und dessen Name selbst in Italien, wo er sich längere Zeit aufgehalten, mit Hochachtung genannt wurde. Er war ein ausgezeichneter Sänger und ganz trefflicher Schauspieler, das bekundete er vor unsern Augen in den Rollen des Figaro („Barbier von Sevilla"), Leporello („Don Juan") und Figaro („Figaro's Hochzeit"). Ich hatte die erste und letzte Rolle oft gespielt, aber durch ihn wurde mir erst klar, wie dieser Charakter aufgefaßt werden mußte. Wie wußte er den Barbier von dem gräflichen Kammerdiener in seinem Betragen zu sondern; wie verstand er es, jenen verschmitzten, neckisch intriguirenden Gelegenheitsmacher zur Anschauung zu bringen; welch ein ganz Anderer war er als Kammerdiener, der fein geschliffene, graziöse Vertraute aller Parteien, der mit liebenswürdiger Unterthänigkeit alle Fäden der Intrigue leitet! Er konnte jedem Sänger und Schauspieler als Vorbild dienen, und ein solches war er auch für mich. Aber so hoch ich ihn als Künstler verehrte, so wenig konnte er mir als Mensch zusagen. Seine Arroganz war beispiellos; er betrachtete seine Collegen ungefähr wie niederes Gewürm, das vor ihm im Staube zu kriechen habe. Er wollte statt als Lepo-

rello als Don Juan auftreten, aber seine Freunde riethen ihm wegen seiner für diese Rolle allerdings nicht passenden Persönlichkeit ab; Gesang und Spiel würden gewiß unübertrefflich gewesen sein. Aus Aerger darüber, daß er ihren Vorstellungen hatte Recht geben müssen, drehte er bei der Aufführung den Spieß um; er benahm sich als Herr und behandelte mich als Bedienten. Da ich seine Absicht erkannte, ließ ich ihm überall freien Spielraum, was natürlich von dem Publikum, das mich so oft als Don Juan gesehen hatte, nicht unbemerkt blieb. Die Folge davon war, daß, als am Schlusse gerufen wurde und er erschien, das Publikum ihm meinen Namen entgegen rief. Diese Demüthigung galt natürlich nur dem anmaßenden Menschen und nicht dem Künstler, denn als dramtischer Sänger war er doch der erste seiner Zeit. — Ein Pröbchen seiner Impertinenz will ich hier beifügen, die allerdings durch eine fast noch größere hervorgerufen wurde. In Frankfurt a. M. war er bei einem sehr reichen Bankier zum Mittagessen eingeladen. Beim Nachtisch überreichte ihm der Bediente eine Guitarre und die gegenübersitzende Hausfrau forderte ihn auf, etwas zu singen. Er erwiderte, daß er nicht gewohnt sei unmittelbar nach Tische zu singen; sie aber ließ nicht nach zu bitten, und da er es nun auf das bestimmteste verweigerte, sagte sie: „Ja, wozu ladet man

denn Sänger ein, wenn sie die Gesellschaft nicht amüsiren wollen?" Fischer stand auf, zog seine Börse, warf einen Doppellouisdor auf den Tisch und mit den Worten: „Madame, hier ist mein Couvert!" verließ er den Saal.

Eine große Freude sollte mir werden durch das Gastspiel meines Freundes Ludwig Löwe, der im Monat Mai sechs Abende durch sein großes Talent sowohl in der Tragödie wie im Lustspiel die Leipziger entzückte. Er war gewiß zu jener Zeit der Vorzüglichste in seinem Fach, denn alle seine Darstellungen durchwehte Natur, tiefe Empfindung und hohe Poesie. Er gehörte nicht zu jenen Schauspielervirtuosen, welche, um ihr liebes Ich glänzen zu lassen, auf falsche Effecte studiren, um die Masse zu blenden, unbekümmert darum, ob sie den vom Dichter vorgezeichneten Charakter ihrer Rolle in seinem einheitlichen Zusammenhange dadurch zerstören. Mit welch liebenswürdiger, das Herz gewinnender Naivetät gab Löwe den Anton in den „Verwandtschaften", mit welch sprudelndem Humor den Karl Ruf in der „Schachmaschine", worin ihn nur Karl Unzelmann übertraf. Wie unerreichbar groß war er als Correggio, den er auf allgemeines Verlangen wiederholen mußte. Erst im Jahre 1846 in Wien hatte ich Gelegenheit, diesen seltenen Künstler wieder bewundern zu können

und zwar in einer Umgebung, die ihm in jeder Beziehung würdig zur Seite stand.

Unmittelbar nach Ludwig Löwe trat Emil Devrient als Sigismund im „Leben ein Traum" auf. Obgleich er seinen Vorgänger Stein als Rhetoriker damals nicht erreichte, so bekundete doch dieser zwanzigjährige, bildschöne Jüngling ein Talent, das zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Sein Organ hatte in den tiefern Lagen einen wundervoll sonoren Klang; nur die mittleren und namentlich die obern Töne waren etwas spröde, und er konnte sie in affectvollen Phrasen, um nicht heiser zu werden, nur mit großer Vorsicht gebrauchen. Sein unermüdlicher Fleiß beseitigte nach und nach diesen Uebelstand ganz und gar. Was er als Künstler geworden ist, brauche ich hier nicht anzuführen, da sein Ruhm weit über die Grenzen Deutschlands sich verbreitet hat.

Noch eine Berühmtheit erster Größe erfreute in demselben Jahre das leipziger Publikum, die Metzger-Vespermann aus München, die auf vier Rollen engagirt war, aber wegen des eminenten Beifalls, der ihr zu Theil wurde, deren acht geben mußte. Im Aeußern freilich war sie von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht worden, und man zischelte sich in die Ohren, was wohl Bruder Studio und die junge Kaufmannswelt dazu sagen würden, wenn sie als schöne Müllerin aufträte. Allein

ihre bezaubernde Mezzo-Sopranstimme, ihr seelenvoller, inniger Vortrag und ihre Kunst machten ihre Persönlichkeit vergessen. Bei ihr bewährte sich so recht die treffliche Gesangschule Winter's, dessen Schülerin sie war. Wie perlenartig war ihre Coloratur, ihre chromatische Tonleiter, wie regelrecht ihr Triller und wie großartig war ihr Portamento ausgebildet! Sie gehörte unbedingt zu den vollendetsten deutschen Sängerinnen. Auch ihr Gatte war ein höchst schätzenswerther Schauspieler und fand besonders in komischen Charakterrollen großen Anklang.

So sorgte Küstner fort und fort, dem Publikum die würdigsten Künstler der deutschen Bühne vorzuführen und diese hinwiederum fühlten sich wohl in Leipzig, da sie stets mit großer Gastfreundschaft von den Einwohnern aufgenommen wurden. Auch hierin stand Küstner selbst an der Spitze.

Am 23. December, zum Geburtstag des Königs Friedrich August, brachte Küstner Schiller's „Turandot" aufs Repertoire, die er mit ausnahmsweiser Pracht in Decorationen und Garderobe in Scene gesetzt hatte. So waren denn fast alle dramatischen Werke Schiller's auf der leipziger Bühne gegeben worden, bis auf die Trilogie „Wallenstein"; aber auch diese war in Aussicht gestellt, die Titelrolle bereits nach der weimarschen

Einrichtung ausgeschrieben und mir übertragen worden. Ich fuhr nach Weimar, um Goethe zu bitten, sich meiner bei dieser großen Aufgabe freundlich anzunehmen. „Ich will Dir recht gern in diesem Vorhaben behülflich sein", sagte Goethe, „und Dir im Allgemeinen meine Ansichten über den Charakter mittheilen; um Dir aber wahrhaft förderlich bei Deinem Studium dieser schwierigen Rolle zu sein, werde ich Dir einen Brief an Tieck mitgeben und ihn ersuchen, daß er die Rolle mit Dir durchgehe. Er hat Fleck in dieser Rolle gesehen, den besten Wallenstein, wie er mir selbst sagt, den je die deutsche Bühne besessen." Diesen Empfehlungsbrief sandte mir Goethe durch meinen Vater im Anfang des Jahres 1824 zu.

Der Geheimrath von Könneritz, damaliger Intendant des dresdner Hoftheaters, hatte im Anfang des eben genannten Jahres mich, meine Frau und Schwägerin zu einem Gastspiel dahin eingeladen, und am 28. Mai reisten wir ab. Ich war äußerst gespannt auf Tieck's persönliche Bekanntschaft und schob meinen Besuch nicht auf. Obgleich man mir gesagt hatte, Tieck nehme fast niemals in den Vormittagsstunden Besuche an, wagte ich es dennoch und ließ mich mit dem Bemerken melden, daß ich einen Brief von Goethe zu übergeben habe. Ich wurde angenommen und in ein elegantes Zimmer ge-

führt, das reich mit Sophas und Stühlen aller Art besetzt war, woraus ich sah, daß dies das Zimmer sein mußte, worin er seine Vorlesungen hielt. Nicht lange darauf trat er aus einer Seitenthür. Obgleich ich vorbereitet war, einen Mann zu sehen, den die Gicht nach der rechten Seite zu gekrümmt hatte, so überraschte mich doch sein Anblick. Der Rücken war ganz gebogen, und die herabhängende rechte Hand berührte das Knie; sein Kopf ruhte beinahe auf der Schulter. Aber welch ein Kopf war das! Die hohe Stirn, das feurig leuchtende Auge, die schöngeformte Nase, der etwas aufgeworfene Mund, das alles bildete ein Ganzes von imponirender Schönheit. Ich übergab ihm den Brief Goethe's, den er mit freundlichem Wohlwollen entgegen nahm. Ich hatte erwartet, er würde sofort den Brief erbrechen und mich dadurch der Verlegenheit überheben, ihm selbst mein Gesuch vortragen zu müssen; da er es aber nicht that, blieb mir nichts anderes übrig als ihm zu sagen, daß Goethe ihn in dem Schreiben ersuche, sich meiner bei dem Studium des Wallenstein freundlichst anzunehmen; auch theilte ich ihm die Aeußerung Goethe's über Fleck mit. Tieck antwortete darauf: „Ja, dieser Fleck war ein wunderbarer Mann; der trefflichste Schauspieler, den ich je im Heldenfach gesehen. Nicht nur für jeden Darsteller, selbst für jeden dramatischen Dichter war er in der Auffassung

und Wiedergabe der Charaktere belehrend und errang sich durch seine meisterhaften Gebilde die Bewunderung des Laien wie des Kenners!"

Wie er so sprach, wurden seine Züge immer lebendiger, und ein jugendliches Feuer leuchtete aus seinen Augen. Sein Organ kam mir noch schöner vor als das Goethe's, bei dem doch zuweilen eine gewisse Härte fühlbar wurde, während hier Alles so wohltönend und weich als kräftig und klangvoll war. Er gewährte freundlichst mein Gesuch und bestimmte mir mehrere Tage in der Woche, wo ich in den Morgenstunden zu ihm kommen sollte; schließlich lud er mich, meine Frau und Schwägerin ein- für allemal zu seinen abendlichen Vorlesungen ein. Noch denselben Abend kamen wir seiner Einladung nach und er empfing auch meine Damen auf das herzlichste. Nachdem die üblichen Vorstellungen stattgefunden, wurde der Thee von der Gräfin Finkenstein, Tieck's langjähriger Freundin, bereitet. Dann nahm man Platz, und Tieck setzte sich an einen kleinen Tisch, der in der Mitte des Salons stand. Er hatte die Freundlichkeit, meiner Frau die Entscheidung zu überlassen, was er lesen solle; diese wählte „Romeo und Julie".

Was war das für ein Hochgenuß, in solcher Vollkommenheit dieses Meisterwerk vorlesen zu hören, wie man es nie so vortrefflich in allen Theilen auf der

Bühne darstellen sehen konnte. Schon bei dem Vorlesen des Personals wußte er mit Virtuosität in jeden Namen den charakterisirenden Ton und das Tempo zu legen, in welchen er später die Person las, und so im Verlauf seines Vortrags nicht nöthig hatte, die Namen wieder anzuführen. Capulet, Lorenzo, Mercutio und die Amme wurden unübertrefflich von ihm gezeichnet. Obgleich Tieck selbst so oft behauptet hat, daß er keine Liebesscenen lesen könne, so bewies er hier doch das Gegentheil, denn sowohl Juliens wie Romeo's Reden trug er mit einer Schwärmerei und Glut vor, wie ich sie auf der Bühne nie besser gehört habe.

Den andern Tag ging ich um die bestimmte Stunde zu ihm und mein Studium des Wallenstein begann. Wie machte er mich mit allen Abstufungen des Tons und der Charakteristik dieser Rolle vertraut, bei welchen Momenten der Astrolog, bei welchen der Feldherr, bei welchen der Zweifler hervortreten müsse. Mehrere Scenen spielte er mir sogar vor und gerieth dabei in solches Feuer, daß der gichtbrüchige Mann verschwand und Wallenstein lebendig vor mir stand. Als feinere Nüancirungen Fleck's bezeichnete er unter andern die Stelle in der Scene mit Questenberg, wo Fleck bei den Worten: „Tod und Teufel, ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte“, aufgesprungen sei und den Commandostab ergriffen habe.

Dann, die Stelle, wo Wallensten, nachdem er die aufrührerischen Truppen vergebens angeredet, in den Saal zurückkehrt, in Gang und Haltung zwar noch ungebeugt, wo aber aus den wenigen Worten: „Terzki, laß unsre Regimenter sich fertig halten“, hervorgeleuchtet habe, daß sein Muth gebrochen und daß er in wenigen Minuten um zehn Jahre älter geworden sei.

„Fleck,“ fuhr Tieck fort, „hatte diesen wunderbaren Charakter des Wallenstein in allen seinen Tiefen psychologisch erschöpft“. Nachdem er oft die Rolle mit mir durchgegangen, spielte ich sie ihm in seinem kleinen Arbeitszimmer vor. Er war mit meinem Fleiß und Streben nicht unzufrieden und stellte mir die aufmunternde Aussicht, daß ich mit der Zeit ein guter Wallenstein werden könnte. Ob er Recht gehabt hat, mögen die beurtheilen, die mich in dieser Rolle gesehen.

Tieck, der damals noch Dramaturg des dresdner Theaters war, las, wie schon bemerkt, jeden Abend, wenn ihn nicht ein besonderes Interesse ins Theater zog. So bat ihn meine Frau, die als Minna von Barnhelm sich seine ganze Zufriedenheit erworben hatte, eines Abends, doch ein Hollberg'sches Lustspiel vorzulesen. Er kam ihrer Bitte freundlich nach und las den „Vielgeschäftigen“. Zu diesem Stück, das ein flotter Leser, der sich nur an den Text hält, in zwei Stunden beendet, brauchte er deren

drei, denn er war in bester Laune und extemporirte in einem fort so genial und so hoch komisch dazu, daß des Lachens und der Bewunderung kein Ende war. Sein Cirkel bestand gewöhnlich aus einigen Damen und Herren der Aristokratie, der Gräfin Finkenstein, seinen herrlichen Töchtern Dorothea und Agnes, seiner Gattin und einigen an ihn empfohlenen Fremden, denn solche waren dort stets zu finden. Hätte man für etwas Anderes als Tieck's Vortrag Sinn haben können, so wären hier gewiß interessante Studien der verschiedenen Physiognomien zu machen gewesen. Einmal wurde doch meine Aufmerksamkeit für einige Momente abgezogen. Eine wohlbeleibte Dame saß mir gegenüber und schien beim Beginn der Vorlesung nicht nur Tieck's Worte mit den Ohren, sondern auch ihn selbst mit den Augen verschlingen zu wollen; allmählich wurden diese weit aufgerissenen Augen nicht nur kleiner, sondern schlossen sich endlich ganz; ein Glück nur war es, daß sie ihr Inneres betrachtete, ohne durch heftige Athemzüge Tieck und die Anwesenden zu stören. Es war allerdings für jeden, und wenn er das größte Interesse an Tieck's Vorträgen nahm, eine Aufgabe, drei Stunden lang mäuschenstill zu sitzen, denn er gönnte sich und der Gesellschaft keinen Ruhepunkt und las ohne Unterbrechung das Stück bis zum Schluß.

Mein trefflicher Weber war in seinem Wohlwollen gegen mich der Alte geblieben und bedauerte nur, nachdem ich den Don Juan und Kaspar unter seiner Leitung gesungen, daß wir nicht für immer zusammen wirken könnten. Eines Tages erhielt ich folgendes Billet von ihm: „Wenn Ihr lieben Freunde morgen nichts Besseres zu thun habt, so bringt den ganzen Tag bei uns auf dem Lande zu. Wir wollen die herrliche Gegend genießen, an einem frugalen Mittagsmahl und an der lieben Vergangenheit zehren." Er hatte unweit Pillnitz in einem Dorf ein Bauernhaus gemiethet, worin er den Sommer zubrachte. Wir verlebten einen herrlichen Tag mit ihm und seiner Familie. Während die Frauen in den Vormittagsstunden sich mit den Kindern im Garten herumtummelten, saßen Weber und ich in einer einfach geweißten Stube am Klavier, wo er mich mit seinem unsterblichen Meisterwerk „Euryanthe" bekannt machte, das in kurzem auch in Leipzig zur Aufführung kommen sollte. Außer dem Genuß, der mir dabei ward, wurde ich auch mit den Tempi, wie er sie genommen haben wollte, vertraut, und manche Nüance, die er in der Partitur nicht angegeben, weil er, wie er sagte, mißverstanden werden könnte, bat er mich unserm Musikdirector und den Darstellern der Hauptpartien bekannt zu machen. Weber besaß eine ganz hübsche Stimme,

verstand zu singen, und nicht allein seine herrliche Composition, sondern auch sein charakteristischer Vortrag entzückte mich.

Nach Tische machten wir einen Spaziergang in eine der dortigen Weinbergschluchten, wie der Meister es täglich gewohnt war. Auf einer Anhöhe, von wo aus man einen schönen Blick ins Elbthal und auf die Gebirge hatte, blieb er stehen und sagte zu uns: „Nun Kinder, staunt mit mir Gottes Natur an; ist das nicht erhebend? Das ist die Schule, zu der ich täglich meine Schritte lenke, in ihr studire ich Melodie und Harmonie, in ihr schöpfe ich neue Gedanken und suche sie nach besten Kräften zu verkörpern". Beethoven soll einst in einem Walde ähnliche Worte gesprochen haben.

Auf den Bergen entwickelten sich Weber's Gedanken und am Klavier führte er sie aus. Mancher damalige alte Zopf schrie Zeter, daß Weber das Klavier bei seinen Compositionen zuweilen benutze; hätten nur mehrere alte Meister dieser Methode gedient, wir könnten jetzt in ihren Werken, außer den Rechenexempeln mit diamantnen Zahlen, auch ganz ungeahnte Modulationen bewundern.

Zwölftes Kapitel.

Gastspiel in Darmstadt. — Gottfried Weber. — Rink. — Das Theater. — Der Großherzog Ludwig I. in den Opernproben. — Friedrich Schneider. — Wilhelmine Schröder-Devrient. — Sabine Heinefetter.

Von Dresden aus, wo wir mit Glück zwölf Gastrollen gegeben, reisten wir nach Darmstadt, von wo aus wir ebenfalls einen Gastspielantrag hatten, der sich auf neun Rollen erstreckte, aber auf Wunsch des Großherzogs Ludwig bis auf 27 ausgedehnt wurde. Mein liebenswürdiger Weber gab mir an seinen Namensvetter und Geistesverwandten Gottfried Weber in Darmstadt, dem wir die vortreffliche „Tonsetzkunst" verdanken, einen Brief mit. Mein nächster Gang war zu ihm. Ein stattlicher, kräftiger Mann mit hoher Stirn und geistvollen Augen trat mir entgegen. Ich lenkte das Gespräch bald auf seine Theorie, die zu jener

Zeit in Deutschland Epoche machte und die ich gründlich studirt hatte, wobei ich ihm jedoch meine Verwunderung aussprechen mußte, daß er in derselben bedingungsweise Quinten und Octaven gestattete. Er erwiderte: „Warum nicht, mein Bester? Das Genie darf sich Alles erlauben, denn es wird nie gegen die Schönheit sündigen. Ich führe als Beispiel Mozart an, der im „Don Juan" von Fis, Cis nach G, D, wenn auch verdeckt, schreitet. Das Genie hat uns die Regeln gegeben und wir haben sie in eine theoretische Form gebracht. Die strenge Theorie ist eigentlich nur für die verteufelten Kerle da, die mit aller Gewalt componiren wollen und doch das Zeug nicht dazu haben. Für die ist allerdings meine Tonsetzkunst nicht geschrieben, und sie werden sie auch nicht verstehen!" Dieser Meister der musikalischen Wissenschaft in seiner derben Weise gefiel mir ganz ungemein und ich suchte mir seine genialen Aussprüche bestens einzuprägen.

Noch eine andere musikalische Größe befand sich damals in Darmstadt, der Hoforganist Rink, ein Schüler des berühmten Kittel, der sich als Componist eines bedeutenden Rufes erfreute. Dieser war ganz das Gegentheil von Gottfried Weber: zurückhaltend und fast zu bescheiden in seinem Urtheil für solch großen Orgelvirtuosen, für den er allgemein anerkannt wurde,

während jener in Allem determinirt und kategorisch war.

Höchst erfreut war ich, daß während meiner Anwesenheit auch Friedrich Schneider nach Darmstadt kam, mit der Absicht, dem Großherzog Ludwig sein neuestes Oratorium „Die Sündfluth“ zu überreichen.

Die großherzogliche Kapelle bestand damals aus 36 ersten und zweiten Geigen, 12 Celli, 12 Bratschen und 9 Contrabässen; auch die Blasinstrumente waren in richtigem Verhältnisse zahlreich besetzt. Der Chor bestand aus 60 der schönsten weiblichen und männlichen Stimmen. Das Gebet in „Jakob und seine Söhne“ zu Anfang des zweiten Actes: „Gott Abraham, Herr der Natur, unser Vater“, und im dritten Act: „Lobt den Herrn mit Saitenspiel und Harfen“, wobei drei Pedalharfen mirwirkten, waren in der Ausführung meisterhaft. Die Pianos und Fortes wie die An- und Abschwellungen wurden auf das strengste gehalten. So stand in dieser Hinsicht ein Ensemble da, wie keine andere Bühne, selbst die berliner nicht es aufzuweisen hatte. Welches feine musikalische Gehör der Großherzog, der stets bei den Proben selbst dirigirte, besaß, davon sollte ich Zeuge sein. Er hatte öfters die Gnade, mich an sein Pult heranzurufen, damit ich sehen sollte, wie er seine Partituren in Ordnung hielt. Das

waren nun freilich Musterpartituren, denn da war nicht das geringste Zeichen vergessen und Alles auf das bestimmteste angegeben, wie er es aufgeführt haben wollte. Bei der Ouvertüre zum „Freischütz" fiel es einem Geiger ein, in der ersten Phrase des Largo, im zweiten Takt, den Bogen zu wechseln. Sogleich klopfte der Großherzog auf sein Pult und fragte: „Wer hat da den Bogen gewechselt?" Ich hatte mich doch auch eines guten Gehörs zu erfreuen, aber nichts bemerkt. „Es hat einer den Bogen gewechselt", rief er ernster; „wer ist das gewesen? Ich will es wissen!" Da erhob sich an einem zweiten Pult der unglückliche Thäter und entschuldigte sich stotternd, daß über den fünf Noten kein Verbindungszeichen stände. „Sprechen Sie kein dummes Zeug", sagte der Großherzog barsch. „Wir haben die Ouvertüre nun über sechzigmal aufgeführt und solch ein Fehler ist nicht vorgefallen, also ist es Unaufmerksamkeit. Machen Sie sich einen dicken Strich über die Noten!"

Die Proben der Oper waren überhaupt höchst interessant. Mit dem Schlag der bestimmten Stunde trat der gnädigste Herr mit seinem Geheimsecretär Schleiermacher auf die Bühne und begrüßte das in einer Reihe aufgestellte Personal mit den Worten: „Guten Abend, meine Herrschaften!" worauf dasselbe mit „Guten Abend, königliche Hoheit!" erwiderte. Dann trat

er an die Barrière, die sich dicht am Orchester über die ganze Bühne erstreckte und mit rothem Zeug überzogen war, und sagte zu den Orchestermitgliedern: „Guten Abend meine Herrn!“ Eine gleiche Erwiderung erfolgte. „Sind wir alle beisammen?“ Der Kapellmeister Mangold bejahte. „Nun, dann wollen wir anfangen.“ Darauf legte er Degen und Hut ab, trat an seinen Pult, das zur Rechten vom Publikum stand, und die Probe begann. Es war ein curioses Gefühl, einen Mann in Uniform und Stern, mit großen silbernen Epauletten dirigiren zu sehen. Und mit welcher Sicherheit, Ruhe und Umsicht geschah das!

Nach dem ersten Act des „Don Juan“ sagte er zu mir in der Probe: „Sehen Sie, nun ist die Oper für mich aus.“

„Aber gnädigster Herr“, bemerkte ich, „das wundervolle Sextett, Terzett, Ständchen und Finale?“

„Das Sextett lasse ich allenfalls gelten, schon wegen des schönen, motivirten Ueberganges von B- nach D-dur, aber von dem Andern will ich nichts wissen.“

Bei der Vorstellung dieser Oper war das Haus so überfüllt, daß meine Frau einen Platz zum Zusehen nur auf dem Theater bekommen konnte. In der Kirchhofsscene sagte der Großherzog zu derselben: „Nun kommen Sie, Frauchen! nun sollen Sie sehen, wie schön sich mein

Haus ausnimmt, wenn alle Räume besetzt sind", und bei diesen Worten zog er sie fast auf die Bühne heraus, sodaß sie ängstlich rief: „Gnädigster Herr, das ganze Publikum kann uns sehen."

„Ach, was denken Sie denn! Wenn das Volk da unten einen Geist auf dem Pferde sieht, dann hat es für nichts anderes Augen, und mein Hanwaker (der den Gouverneur spielte) hat wirklich eine Stimme, als ob sie aus dem Grabe käme", erwiderte er.

Da ich mir die Gunst Sr. königlichen Hoheit bereits erworben hatte, was meinen Freunden nicht unbekannt blieb, so forderte mich Gottfried Weber auf, der zu jener Zeit in einem momentanen Zerwürfniß mit dem Großherzog lebte, letzterm in der Probe die Ankunft Friedrich Schneider's mitzutheilen und leise hinzuhorchen, ob derselbe ihm seine Aufwartung machen dürfe. Ich erfüllte diesen Auftrag ganz diplomatisch und hatte die Freude, daß der Großherzog sagte: „Ich werde mich freuen, diesen ausgezeichneten Musiker kennen zu lernen. Wer ein „Weltgericht" schreiben kann, wie er, ist ein tüchtiger Kerl. Sagen Sie ihm, er soll sich morgen um elf Uhr bei mir melden lassen." Voller Freuden eilte ich selbst zu Schneider und theilte ihm diese willkommene Botschaft mit.

Es waren einige Tage vergangen, ehe ich Gelegenheit

hatte, den gnädigen Herrn wieder zu sprechen. Wie erstaunte ich, als ich ihn fragte, wie ihm Schneider gefallen habe, zu hören: „Mein Lieber, der Mann hat sehr gnädig und herablassend mit mir gesprochen, er will mir seine „Sündfluth“ dediciren; ich habe aber nicht so viele Sünden begangen, daß ich mir das gefallen lassen sollte, denn ich habe die Absicht, noch einige Jahre zu leben, und habe einen großen Widerwillen vor dem Ersaufen.“

Ich stand wie vom Donner gerührt und wußte wahrlich nicht, was ich für ein Gesicht machen, noch was ich sagen sollte. Schneider hatte allerdings ein barsches Wesen, daß er das aber gegen den Großherzog herausgekehrt haben sollte, war mir doch ein Räthsel.

Indessen, da der Großherzog selbst das tüchtige Werk geprüft, glich sich das Mißverständniß aus, und er nahm die Dedication an.

Die regierende Frau Großherzogin, die leider blind war, hatte so viel Gutes von meiner Frau und Schwägerin gehört, daß sie sie öfters zu sich kommen ließ. Um ein Bild von dem Aussehen dieser beiden Frauen zu gewinnen, bat sie dieselben huldvoll, deren Kopf und Gesicht betasten zu dürfen. Auch zu der Frau Erbgroßherzogin wurden sie oft beschieden.

Dieses Wohlwollen der fürstlichen Personen und der Beifall des Publikums veranlaßten den Großherzog,

uns auf Lebenszeit zu binden. Außer einem höchst bedeutenden Gehalt wurde jedem von uns durch großherzogliches Decret, eine jährliche Pension von 1000 Gulden zugesichert.

Obgleich unser ganzes Herz an Leipzig hing, so verlockte uns doch die lebenslängliche Versorgung und das gnädige, väterliche Wohlwollen des durchlauchtigsten Herrn, der, als ich den Contract unterschrieben hatte, meine Frau und Schwägerin an der Hand nahm und sie dem ganzen versammelten Personal mit den Worten vorstellte: „Freuen Sie sich mit mir, meine Herrschaften, sie sind unser."

Während wir in Darmstadt waren, spielte die unvergeßliche Wilhelmine Schröder-Devrient in Frankfurt am Main, und ich benutzte einen freien Tag, um hinüber zu fahren und sie als Euryanthe zu sehen, zugleich aber auch, um die Oper in instrumentaler Hinsicht kennen zu lernen. Welch hoher Genuß wurde mir dadurch zu Theil! Guhr, der das Ganze leitete, gehörte nächst Weber zu den besten Dirigenten der damaligen Zeit, und ein ausgezeichnetes Orchester stand ihm zur Seite. Die ganze Darstellung war sehr brav, aber trotz der hervorragenden Kräfte strahlte doch die Devrient wie ein Stern unter allen hervor. Bei solcher Musik und solcher Aufführung kam ich über das ärmliche Sujet

hinaus. Ich werde später noch Gelegenheit haben, mich weiter über dies Meisterwerk von einer Oper auszusprechen. Ein junges, schlankes Mädchen, welches das Mailied mit einer wundervollen Stimme sang, fiel mir auf, und als ich mich nach dem Namen erkundigte, erfuhr ich, daß es die später so berühmte Sabine Heinefetter war. gestorben im [illegible] in Wien.

die vorstehende Bemerkung ist unrichtig: die zu Wien im Irrenhause verstorbene war Clara Heinefetter, Schwester der Sabine und war an den Sänger Stöckel verheiratet.

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr nach Weimar. — Karl August. — Ludwig Devrient. — Die Seidler. — Der Komiker Koch. — Henriette Sontag.

Am 1. August reisten wir von Darmstadt ab. Den Abend vorher war mein gnädigster Landesherr, der Großherzog Karl August, dort angekommen, und der Zufall wollte, daß ich mit ihm, da ich mich in Frankfurt einen Tag aufgehalten, in Fulda wieder zusammentraf. Ich führe nachstehendes Intermezzo hier an, um Zeugniß von der Liebenswürdigkeit und Humanität unsers unvergeßlichen Karl August zu geben. Als er vor der Post vorfuhr, waren wir bereits angelangt und ich hatte zwei Zimmer daselbst in Besitz genommen, worin es sich meine Familie bequem machte, da mein Knabe durch die schnelle Fahrt etwas unwohl geworden war. Karl August machte stets seine Reisen in offener Kutsche und hatte selten mehr als einen Cavalier bei sich. Ich trat

an die Droschke heran und half ihm beim Aussteigen; seine Begleiter, der General von Seebach und sein treuer Kammerdiener Hecker, erkannten mich recht gut und ließen mich gewähren, er aber erkannte mich nicht und fragte Seebach etwas mürrisch: „Wer ist denn das?"

Seebach. Kennen ihn denn Eure königliche Hoheit nicht mehr, es ist ja Eduard Genast.

Großherzog. Ich habe Sie nicht erkannt.

Ich. Eure königliche Hoheit haben, solange ich noch in Ihren Diensten stand, die Gnade gehabt, mich Du zu nennen, und ich bitte unterthänigst, mir diese Gunst nicht zu entziehen.

Großherzog. Nun, wenn Du willst, recht gern. Wo sind denn Deine Frauen? Ich habe so viel Schönes in Darmstadt von ihnen gehört, daß es mir angenehm sein würde, sie kennen zu lernen. Darf man ihnen die Aufwartung machen?

Ich. Wenn Eure königliche Hoheit gestatten, so hole ich sie herunter.

Als ich dies gethan und der Großherzog meine Frau und Schwägerin auf das freundlichste begrüßt hatte, führte er sie zu einer vor dem Posthause stehenden hölzernen Bank und nahm dort an ihrer Seite Platz, seine Cigarre — denn er rauchte den ganzen Tag, wenn er im Freien war — in der Hand haltend. Meine Frau be-

merkte es und sagte: „Gnädigster Herr, die Cigarre wird Ihnen ausgehen", worauf er versetzte: „Ich weiß ja nicht, ob die Damen Tabaksrauch vertragen können." — „Ach", erwiderte meine Frau, „das sind wir von unserm seligen Vater gewohnt." Lächelnd rief er: „Hecker, so gib mir ein bischen Feuer, da die Damen der Rauch nicht genirt."

Die Pferde waren längst vorgelegt, aber er brach die Unterhaltung nicht ab und sagte endlich zu mir: „Weißt Du was? Der Abend ist erst angebrochen, laß anspannen, wir essen zusammen in Buttlar und übernachten in meinem Lande." — Wie glücklich hätte es mich gemacht, der Aufforderung des gütigen Fürsten nachkommen zu können, doch ich mußte ihm sagen, daß mein Knabe auf der Reise krank geworden sei.

„Das thut mir leid", erwiderte er, „aber Du hast Recht, daß Du ein krankes Kind nicht der Nachtluft aussetzest."

Als eben die Pferde anziehen wollten, rief er noch von der Droschke herab: „Mit wie viel Pferden fährst Du?"

„Leider ist der Wagen so schwer, daß ich vier nehmen muß."

„Ich werde Dittmar sagen, daß er Dir morgen sichere Pferde gibt; gute Nacht!" — Da fuhr er hin,

der unvergleichliche Mann und Fürst; nur noch einmal, kurz vor seinem Dahinscheiden, sollte ich das Glück haben, ihn zu sprechen.

Den andern Morgen waren die ersten Worte, die mir der Postmeister Dittmar in Buttlar zurief: „Nun, Herr Genast, Sie haben einen seltenen Kurier gehabt; der Großherzog hat mir gleich bei seiner Ankunft gesagt: Morgen kommt Genast mit seiner Familie, daß Du ihm ja vier sichere und gute Pferde gibst!" Solche Herablassung und Güte gewannen ihm aller Herzen, nicht blos die seiner Unterthanen, sondern überhaupt aller, die das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen. Wenn man eine klare Anschauung seines Charakters gewinnen will, muß man A. Schöll's vortreffliches, schon einmal von mir angeführtes Buch über ihn lesen.

Nur flüchtig berührten wir Weimar und kamen am 3. August in Leipzig an. Während unserer Abwesenheit hatten mehrere Gastspiele stattgefunden. Mit schwerem Herzen ging ich zu Hofrath Küstner, um ihm, obgleich die Kündigung unsers Contracts erst im October zu erfolgen brauchte, unsere neu eingegangenen Verpflichtungen mitzutheilen, damit er seine Einrichtungen treffen könnte. Er war so betreten darüber, daß ich fast anfing zu bereuen, den Schritt gethan zu haben. Noch schwerer wurde uns das Herz, als wir so viele Beweise erhielten,

wie sehr die Einwohner Leipzigs unsern Abgang bedauerten und mit welchem Wohlwollen das Publikum an uns hing; es ging so weit, daß von seiten der ersten Kaufleute unser Contract auf eine lange Reihe von Jahren sichergestellt werden sollte. Dazu kam noch, daß meine Schwägerin sich mit Emil Devrient verlobte und uns also nicht nach Darmstadt begleiten konnte. Hätte man voraussehen können, was später erfolgte, dann freilich wäre es besser gewesen, wir wären nach Darmstadt gegangen. Doch meiner Frau war der Gedanke, sich von ihrer geliebten Schwester trennen zu müssen, zu schmerzlich; ich sah, wie beide darunter litten, und so entschloß ich mich, schrieb an den Großherzog Ludwig, stellte ihm die Familienverhältnisse dar und bat ihn, uns unserer Verpflichtung in Gnaden zu entbinden. Darauf erhielt ich von dem Cabinetssecretär Schleiermacher die Antwort, daß es Sr. königlichen Hoheit zwar leid thue, und obwohl er mich gesetzlich zwingen könne, meinen Contract zu halten, so wolle er doch keine Diener haben, die ihm nicht mit Liebe dienen würden; darum wolle er meine Bitte gewähren. Ich sandte die Pensionsdecrete zurück, und somit waren unsre Verpflichtungen aufgehoben.

Das Jahr 1824 war wohl das reichste an Gastspielen unter Küstner's Leitung. Es brachte uns Gerstäcker, die

Neumann, Wolffs, die Grünbaum, die Seidler von Berlin, und, vor allen hervorragend, Ludwig Devrient. Sein erstes Auftreten war auf den 18. August festgesetzt, doch an demselben Tage erkrankte er plötzlich so schwer, daß die Aerzte für sein Leben fürchteten. An der sorgsamsten Pflege fehlte es ihm nicht, denn er wohnte bei Küstner und hatte seinen Neffen Emil Devrient und mich. Fast drei Wochen hielt die Krankheit an; dann trat er als Schewa im „Juden“ auf; diesem folgten noch: Cook in „Parteienwuth;“ Lorenz Kindlein und Baron Sturz („Der arme Poet“, „Beschämte Eifersucht“); Amtmann Rührei und Schneider Fips („Der Hund des Aubry“, Posse von Wolff, „Die gefährliche Nachbarschaft“); Unbekannter („Die Galeerensklaven“); Magister Sömmermeier („Künstlers Erdenwallen“); Shylock („Kaufmann von Venedig“). Auf allgemeines Verlangen wiederholte er den Schewa zum Beschluß seiner Gastdarstellungen. Hier wurde ihm die große Auszeichnung zu Theil, daß das ganze Publikum ihm zuletzt ein donnerndes Hoch ausbrachte.

Nächst ihm machte die Seidler großes Glück, die nicht allein durch trefflichen Gesang und schöne Stimme, sondern auch durch ihr reizendes Aeußeres entzückte. Im gewöhnlichen Leben war sie ein fröhliches, liebenswürdiges Weibchen, voller Naivetät und Schalkheit. In

jeder Oper war ich zugleich mit ihr beschäftigt; da fragte sie mich einst: „Sag'n's mal, Genast“ — der wiener Dialekt kam außerhalb der Bühne bei ihr zum Vorschein — „ist denn Ihre Frau eifersüchtig?“ Ich versicherte, daß sie es nicht wäre. „Das ist mir lieb, da können wir recht ungenirt Liebesleutchen z'sammen spielen; die meisten Bariton- und Tenoristenweiber sind darin wie verrückt. Wenn mer ämal so ä armer Teufel ä Kuß gibt, da krieg'ns gleich Krämpf'!“ — Sie war als „schöne Müllerin“ reizend, nicht minder als Susanne und Rosine („Barbier von Sevilla“). Mit unnachahmlicher Schalkheit sang sie die Stelle: „Das Billetchen? — Das wäre da!“

Unser trefflicher Director suchte mein Talent im Schauspiel immer mehr durch bedeutende Aufgaben auszubilden, und so spielte ich schon in meinem siebenundzwanzigsten Jahre den Oberförster in den „Jägern“ und den Wachtmeister in „Minna von Barnhelm“, wie ich denn überhaupt nach und nach das ganze erste Fach der Heldenväter und komischen Alten einnahm, sowie in der Oper das ganze erste Baritonfach. Daher kam es, daß ich bei 220—230 Vorstellungen durchschnittlich im Jahre 130 mal spielte und in den Meßwochen selten einen Tag unbeschäftigt blieb. Ich war jung, kräftig und mit ganzer Seele meiner Kunst

ergeben. Mit meinen Collegen lebte ich in steter Eintracht, aber nähern Umgang pflegte ich nur mit Julius Koch. Er war nicht nur ein tüchtiger Künstler in seinem Fach, sondern auch ein höchst amüsanter Gesellschafter und dabei ein herzensguter Mensch. Sein Kopf war voller Teufeleien; wo er sich und andere belustigen konnte, geschah es, selbst wenn sein Beutel dabei herhalten mußte. Der Hofrath Küstner hatte eine prachtvolle Damengarderobe angeschafft, die theils aus gestickten Kleidern, theils auch echten Sammetroben bestand. Um diese zu schonen, erließ er eine Verordnung, die den Mitgliedern verbot, auf der Bühne auszuspucken. Was thut mein Koch? Er läßt sich einen kleinen Spucknapf mit Rädern machen, den er mit einem Bindfaden an seinem Rock befestigt, und geht so auf die Scene, jeden fragend, ob er einmal bei ihm gastspucken wolle? — Bei Strafe durfte kein Schauspieler in den ersten Coulissen stehen oder sitzen; mein Koch holt sich ein Sophakissen aus dem Conversationszimmer und kniet in der ersten Coulisse zu, bis ihn der Hofrath bemerkt und ihn darüber zur Rede setzt. Verwundert sieht Koch ihn an und sagt: „Aber Herr Hofrath, das Gesetz sagt ganz deutlich, es soll keiner in der ersten Coulisse stehen oder sitzen; ich kniee ja aber, folglich bin ich straflos!“ — „Sie sind ein Spaßvogel“, erwiderte der Hofrath. „Für Sie

muß man noch besondere Gesetze erfinden.“ Um in Kleinigkeiten zu sparen — denn große Ausgaben, wenn es zum Besten des Ganzen war, scheute Küstner nie — wurde den Schauspielern in den Sommermonaten, nur ein Licht vor ihre Toiletten zum Ankleiden und Schminken geliefert. Koch, der gerade eine komische Rolle zu spielen hatte, kommt nur auf einer Seite geschminkt ins Conversationszimmer, wo sich zufällig der Hofrath befand, und begrüßt diesen mit einem ernsten Gesicht. „Aber Koch“, ruft dieser, „wie sehen Sie denn aus? Sie sind ja nur auf einer Seite geschminkt!“ — „Auf der andern hatte ich kein Licht, Herr Hofrath“, erwiderte Koch. Natürlich entstand ein allgemeines Gelächter, in welches unser nachsichtiger Director herzlich mit einstimmte, und das zweite Licht wurde wieder verabreicht. Ich könnte hier noch hundert witzige Streiche von ihm anführen, wenn ich das „Zu viel!“ des geehrten Lesers nicht scheute. Außerdem hatte Koch eine so große Virtuosität in seinen Masken, daß oft seine Collegen auf der Bühne ihn nicht erkannten.

Von allen fremden gastirenden Sängerinnen war es die Grünbaum, die das Publikum mit ihrem herrlichen Gesang am häufigsten erfreute. Im Januar 1825 traf sie abermals zu einem Gastspiel von vierzehn Rollen in Leipzig ein. Mit ihr erschien im „Tancred“ die be-

rühmte Waldmüller in der Titelrolle, die auf mich sowohl durch ihre wunderbare Altstimme als treffliche Schule einen tiefen Eindruck machte. Es war ein Hochgenuß, diese beiden Sängerinnen zusammen zu hören, den auch das Publikum durch enthusiastischen Beifall anerkannte.

Am 28. Januar desselben Jahres kam endlich „Wallenstein's Lager“ zum ersten Male unter Küstner's Leitung zur Aufführung. Er hatte es trefflich in Scene gesetzt und sich ganz der weimarschen Einrichtung angeschlossen. Da ich den Wallenstein spielen sollte, blieb ich in diesem Stück unbeschäftigt, was mir sehr leid that, denn ich hätte gar zu gern den ersten Kürassier gespielt. Die Darstellung war in allen Theilen gelungen und wurde von dem Publikum mit vielem Beifall aufgenommen. Erst im August folgten die „Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“.

Im Mai trat als Gast Henriette Sontag, unsere deutsche Nachtigall, auf, die ihren ersten Ausflug von Wien nach Mitteldeutschland machte. Meine Freude war groß, sie wiederzusehen; aber aus dem fröhlichen, unbefangenen Mädchen war eine fast schüchterne, ernste Jungfrau geworden. Sie sang die Agathe im „Freischütz“, die Bertha im „Schnee“, Susanne in „Figaro's Hochzeit“, Prinzessin in „Johann von Paris“, Rosine

im „Barbier von Sevilla" und „Euryanthe". Letztgenannte Oper wurde unter ihrer Mitwirkung zum ersten Mal in Leipzig gegeben. Die Widersacher Weber's hatten den „Freischütz" eine nach Popularität haschende Musik genannt, der „Euryanthe" hingegen warfen sie vor, daß sie zu gelehrt sei, Weber sei darauf ausgegangen, seine contrapunktischen Künste zu zeigen; die Imitation in der Ouvertüre war ihnen nur eine mißlungene Fuge. Ja selbst der geistreiche Wendt wollte in der Arie der Eglantine, E-moll, wo die Modulation durch den verminderten Septimenaccord mit einem Male nach E-dur schreitet, eine unangemessene Uebertreibung finden. Aber gerade das hat ja Weber hier beabsichtigt, denn nur die Heuchelei übertreibt, die Wahrheit nie, und Eglantine's Schmerz ist hier geheuchelt.

Die Sontag machte nicht das Furore, welches man erwartet hatte, vielleicht weil ihr ein zu großer Ruf vorausgegangen war. Als Darstellerin ließ sie auch Manches zu wünschen übrig. In Rollen wie Agathe, Bertha und Rosine war sie ganz an ihrem Platz, der hochdramatische Gesang hingegen war nicht ihr Feld. Darum konnte sie mir als Euryanthe nicht genügen, zumal wenn ich sie mit der Schröder-Devrient verglich, die ich gleichfalls in dieser Rolle gesehen hatte. Bei dieser letztern war Spiel und Gesang von gleicher Voll-

kommenheit. Unvergeßlich wird mir vor allem der Moment bleiben, als sie Eglantine ihr Geheimniß mittheilt, worin sich ganz und gar ihre hohe Künstlerweihe kundgab. Ihr Körper war gleich einer Statue; ihre Augen blickten ins Wesenlose und man sah, wie die ganze Begebenheit an ihrem innern Gesicht vorüberging, wie sie dieselbe fast willenlos aussprach; erst bei dem Ausruf Eglantine's „Gewicht'ge Kunde", zuckte ihr ganzer Körper zusammen und Entsetzen lag in ihren Zügen. Solcher dramatischen Verkörperung war nur diese große Künstlerin fähig. Wer könnte mit Worten alle die feinen Züge beschreiben, die bei ihrer Darstellung zum Vorschein kamen! Die Sontag gab mehr die kindliche, unbefangene Natur, der die wahre, heiße Liebe noch unbekannt ist, und bei der Stelle: „Daß ich ihn fest umfasse, nimmer, nimmer lasse!" kreuzte sie die Arme über dem Busen, als wollte sie ihr Canarienvögelchen hätscheln, während die Schröder in derselben Pantomime alle Glut der Leidenschaft ausdrückte, ohne daß dabei die reine Jungfrau in den Schatten trat und die Phrase mit einem wonnevollen Schluchzen schloß. Die Sontag war in dieser Rolle ein lieblich entfaltetes Mädchen, die Schröder eine erhabene, sich ihres Werthes bewußte Jungfrau.

Die „Piccolomini" kamen am 31. August, „Wallen-

stein's Tod" am 2. September zum ersten Male mit großem Beifall zur Aufführung. Die ganze Trilogie wurde von nun an öfter wiederholt. Am Schluß des Jahres wurde das alte Lustspiel von Bretzner: „Das Räuschchen" wieder hervorgesucht und zum großen Vergnügen des Publikums gegeben. Der alte Busch war die erste komische Charakterrolle, die ich in diesem Fach spielte. Da das Stück außerordentlich ansprach, verschwand es nicht wieder vom Repertoire und erlebte, solange Küstner die Direction des leipziger Theaters führte, viele Wiederholungen.

Vierzehntes Kapitel.

Besuch bei Goethe. — Amalie Neumann in Leipzig. — Gastspiel in Breslau. — Alte Bekannte. — Organist Berner. — Reise nach Teplitz.

Im Anfang des Jahres 1826 ging ich nach Weimar, um Goethe zu bitten, mit mir die Rolle des Götz von Berlichingen durchzugehen, der in Leipzig am 4. April zur Aufführung kommen sollte, und er gewährte mir meine Bitte. Er machte mich mit seinen Intentionen ganz vertraut und stellte mir ein so lebendiges Bild vor Augen, daß ich nicht fehlen konnte und muthigen Herzens an die Aufgabe ging.

Anfang Mai rief uns ein Gastspiel nach Breslau, und wir entbehrten dadurch den Genuß, Amalie Neumann (spätere Haizinger) bewundern zu können, die in achtzehn der verschiedensten Rollen das leipziger Publikum entzückte. Obgleich, wie mir berichtet wurde, ihr Talent

dem muntern Genre angehörte, brachte sie doch auch manches Anerkennungswerthe für das Drama mit. Wilhelm Gerhardt, der sich durch Gedichte und ein Drama „Sophronia" bekannt gemacht hatte, war vielleicht der enthusiastischste Verehrer der Künstlerin wie der schönen Frau. Er besang sie in verschiedenen belletristischen Blättern, stiftete ihr zu Ehren einen Rosenorden, als dessen Königin sie das Großkreuz aus seinen Händen empfing. Feste auf Feste veranstaltete er; bei Gelegenheit eines großen Abendessens hatte er für Geld und gute Worte sogar einen Nachtwächter gewonnen, daß dieser statt der üblichen Worte: „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen", singen sollte: „Schöne Amalie, laß Dir sagen, daß alle Herzen für Dich schlagen!" u. s. w. Als der feierliche Moment der Ueberraschung gekommen war, führte Gerhardt seine Angebetete an das Fenster und unten ertönte von einem gewaltigen Bierbaß: „Schöne Amalie, laß Dir sagen," wobei der verliebte Dichter schwärmerisch nach seinem Ideal blickte. Doch, ob der willfährige Nachtwächter einen Theil des Trinkgeldes schon vorher seiner Bestimmung gemäß verwendet hatte, oder ob ihm die übrigen zärtlichen Verse aus einem andern Grunde nicht im Gedächtniß geblieben waren, kurz er fiel alsbald in sein altgewohntes Gleis zurück und fuhr fort: „die Glocke hat zehn geschlagen — tut!" Die

liebenswürdige, herrliche Frau hat sich natürlich an diesem Ausgang noch besser amüsirt.

Unser Gastspiel in Breslau begann eben nicht unter den günstigsten Verhältnissen; die berühmte Seiltänzertruppe Casorti, die mit großem Glück jeden Abend in einer großen Bude vor dem Schweidnitzer Thore ihre Künste zeigte, that dem Theater großen Abbruch, noch dazu, da dasselbe unter der Leitung von Vierey in der guten Meinung des Publikums sehr gesunken war. Meine Frau und ich waren von dem Herrn Director auf acht Vorstellungen engagirt worden und erhielten als Honorar für jede den vierten Theil der Bruttoeinnahme. Vierey hatte uns eine jedesmalige Einnahme von 100 Thalern in Aussicht gestellt, wenn wir das Glück hätten, dem Publikum zu gefallen. Wir waren von F. A. Brockhaus an mehrere der ersten Familien des Gelehrten- und Kaufmannsstandes empfohlen. Bei Abgabe derselben wurde ich überall freundlich aufgenommen, auch bei einem alten Herrn, Bankier C., der mich aber zu meiner Verwunderung fragte, ob ich auch auf dem schlappen Seile tanze. Lächelnd klärte ich ihn über seinen Irrthum auf, wodurch der gute alte Mann in große Verlegenheit gerieth. Er hatte nur flüchtig den Brief überflogen, sein Auge war auf dem „Künstlerpaar" hängen geblieben, und da das Theater in Miscredit war, glaubte er,

wir müßten zu jener berühmten Seiltänzertruppe gehören.

Meine Frau trat als Donna Diana auf, ich als Don Juan. Trotz allen Beifalls, der uns zu Theil wurde, fiel unser Gewinnantheil jedoch anfangs so kärglich aus, daß ich fast Bedenken trug, das Gastspiel fortzusetzen. Allmählich nahm jedoch der Besuch des Publikums immer mehr zu, wir vereinbarten noch einen zweiten Cyklus von 16 Gastrollen und spielten fast immer vor überfülltem Hause. Stawinsky war zu jener Zeit Mitglied des breslauer Theaters und ebenso ausgezeichnet als Künstler wie als Regisseur.

Eine alte Bekanntschaft sollte ich in Breslau erneuern, mit dem Baron Ferdinand von L. und dem Hauptmann von D. Beide Herren waren sehr erfreut mich wieder zu sehen, und der schönen Tage bei Lutter und Wegner in Gesellschaft von Devrient und Hoffmann wurde vielfach gedacht. Die beiden Herren setzten auch hier ihre Frühstückszusammenkünfte ebenso regelmäßig und eifrig fort als früher in Berlin. Ihre Unterhaltung war voller Witz und Laune, ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft außerordentlich behaglich, und die Stunden verflossen mir wie Minuten. Wir wählten in der sogenannten Löwengrube in der Ohlauer Straße gewöhnlich ein einsames Plätzchen, um ungestört plaudern zu können.

Beide Herren, der Baron und der Hauptmann, wohnten zusammen in einem Logis. In der Stube stand L.'s Bett, in dem Alkoven schlief D.; dies gab letzterem Gelegenheit, folgende drollige Scene zu belauschen, die er mir dann in L.'s Gegenwart erzählte. L. kam meistens spät in der Nacht äußerst weinselig nach Hause. D. erwacht von dem Lärm und dem Lichtschein und sieht, daß L., nur mit dem Hemd bekleidet, zwei Kerzen in den Händen haltend, vor dem großen Wandspiegel steht und mit sich selbst folgendes Zwiegespräch hält.

„Baron Ferdinand von L., was bist Du für ein S........? Jeden Abend kommst Du betrunken nach Hause. Deine Ahnen müssen sich im Grabe Deiner schämen. Solch ein Verworfener wie Du gehört auch in kein anständiges Bett, sondern unter dasselbe, also hinunter mit Dir!"

Darauf setzt L. die Lichter hin, wirft sich zur Erde und kriecht unter das Bett. So liegt er eine ganze Weile still, dann steckt er den Kopf hervor und eröffnet folgendes Gespräch mit seinem bessern Doppelgänger, der im Bette liegt.

L. Ferdinand Baron von L., ich sehe ein, daß ich bisher ein ruchloses Leben geführt habe, und verspreche Dir, mich zu bessern.

Doppelgänger. Das hast Du schon oft gesagt und

versprochen, aber es niemals gehalten! Also bleib' nur unten!

L. (nach einer Pause). Ferdinand Baron von L., der Ungar und Oeil de Perdrix sind meine ärgsten Verführer! Hiermit entsage ich ihrem Umgang auf immer, wenn Du mir noch einmal vergibst.

Von oben. Nein! Schweig und erdulde Deine wohlverdiente Strafe!

Nun mochte es aber doch dem guten L. etwas zu kalt unter seinem Bette werden, und er ließ sein besseres Ich die Unterhandlungen wieder anknüpfen.

Von oben. Ferdinand Baron von L., ist es Dein ernster Wille, Dich zu bessern?

Von unten. Ja, lieber Ferdinand.

Von oben. Dann magst Du noch einmal in Deinem Bett schlafen.

Darauf kroch er hervor und schlüpfte in sein Bett. Ich hätte das Ganze für erfunden gehalten, wenn L. nicht dieser Erzählung D.'s beigewohnt und sie lächelnd bestätigt hätte. Er war in jeder Beziehung ein Original. Wenn Friedrich Wilhelm III. Breslau besuchte und das Theater mit seiner Gegenwart beehrte, nahm L. gewöhnlich seinen Platz dicht unter der königlichen Loge. So geschah es denn, daß er einst, ganz entzückt über eine junge Schauspielerin, dem König zurief: „Très-char-

mant, n'est ce pas Majesté?" Der König, der L. recht gut kannte, zog sich zurück und soll gesagt haben: „L. war heute Abend stark angetrunken — sehr unangenehm".

D. erzählte mir ferner, daß L. vierteljährig 300 Thaler von seiner Familie erhalte. Diese übergab er seinem Wirth, der einen ungarischen Weinschank hatte, und dieser brauchte ihm keine Rechnung abzulegen, sondern nur zu sagen: „Herr Baron, das Geld ist alle", dann nahm L. seinen rothen Regenschirm unter den Arm und wanderte zu Fuß nach Berlin, um frisches Geld zu fassen. Ueberholte ihn unterwegs der Postwagen und der Conducteur rief ihm zu: „Herr Baron, wollen Sie mitfahren?", so wandte L. verächtlich den Kopf und erwiderte: „Ferdinand Baron von L. fährt mit keiner ordinären Post", und setzte stolz seinen Weg zu Fuß fort.

Unter manchen musikalischen Genüssen wurde mir ein großer durch Friedrich Wilhelm Berner zu Theil, der Organist an der Elisabethkirche war. Am 16. Mai feierten wir seinen Geburtstag, wobei es sehr lustig herging, und als der Geist des Champagners unsere Köpfe etwas erhitzt, fühlte Berner selbst den Drang, uns vorzuspielen. Aber sein kleines Positiv, obgleich ihm ein Pedal angehängt war, reichte für seine ungeheure Kraft und Phantasie nicht aus, und es wurde darum von

Mehreren der Vorschlag gemacht, mit ein paar Laternen in die Elisabethkirche zu wandern, um dort den Meister und zugleich das Riesenwerk von Orgel zu bewundern. Kirchner und Balkentreter wurden geweckt, Berner nahm an der Orgel und wir im Schiff der Kirche Platz. Völlige Finsterniß umgab uns und nur ein matter Schein drang von der Orgel in das Schiff der Kirche herab; Todtenstille herrschte, die nur durch das Knarren der Balken, ehe die Bälge mit Luft gefüllt waren, unterbrochen wurde. Mit einem Choral, wobei er nur die Flötenregister gebrauchte, begann Berner und ging dann in das heiligste Lied aller Lutheraner: „Ein' feste Burg ist unser Gott" über. Aber wie leitete er es ein! Während die sanften Harmonien der Flötenregister wie Engelstimmen forttönten, begann er in den tiefsten Registern des Pedals die Melodie des Liedes; es war als, ob man in fernster Weite die Welt um ihre Axe sich drehen hörte. Und immer mehr Töne entwickelte er, und immer schwellender wurden die Harmonien; es war, als ob die ganze Menschheit in gläubigem Gebet zum Himmel riefe; endlich, als ob die Posaunen des jüngsten Gerichts alle Schläfer in ihren Gräbern weckten und Lebende und Dahingeschiedene sich zu einer Wallfahrt zu Gottes Thron vereinigten. Keine Musik der Welt hatte jemals einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wozu allerdings

die Stille der Nacht in dem heiligen Raum viel beigetragen haben mag. Wir alle regten uns nicht und keiner wagte den andern in seiner Andacht zu stören; erst als von oben herab Berner uns zurief: „Na, Kinder, was wollt Ihr nun hören? Gebe mir einer von Euch zwei Themas mit verschiedenen Rhythmen auf!" — kamen wir wieder zu uns.

Eine profane Melodie konnte natürlich nach solcher Musik in der Kirche keinen Platz finden, und da Berner mich speciell aufforderte, ihm aus einer klassischen Oper eine Aufgabe zu stellen, wählte ich aus „Jakob und seine Söhne" das Lied des Benjamin: „Ach, mußte der Tod ihn uns rauben", Dreiachteltakt, und das Gebet der Israeliten: „Gott Abraham, Herr der Natur", Viervierteltakt, und war sehr begierig, wie er diese beiden so sehr verschiedenen Taktarten verbinden würde. Doch was wäre diesem Contrapunktisten unausführbar gewesen! Er that es mit einer Genialität, die uns alle in Erstaunen setzte, das noch vermehrt wurde, als er mit einer grandiosen Doppelfuge, worin beide Themas verwebt waren, das Ganze schloß. Berner, der trefflichste Orgelspieler seiner Zeit, starb ein Jahr nach unserer Bekanntschaft, am 9. Mai 1827.

Auch einer Messe von Joseph Ignaz Schnabel, der sich um kirchliche Musik so hoch verdient gemacht, wohnte

ich in der katholischen Kirche bei, wo er Kapellmeister war. Obgleich er ein ausgezeichneter Dirigent war, so hatte er doch nicht über Kräfte zu gebieten, die seine Werke hätten zur vollsten Geltung bringen können, wie das z. B. in der katholischen Kirche zu Dresden der Fall gewesen wäre. Er stand als Künstler wie als Mensch in hoher Achtung, und es war sehr zu bedauern, daß zwischen ihm und Berner eine so große Mißstimmung herrschte.

Mosevius, den man früher unter die tüchtigen Sänger und Schauspieler gezählt, hatte dem Theater Valet gesagt und in Breslau im Jahre 1825 eine Singakademie errichtet. Obgleich die Anstalt noch sehr jung war, so leistete sie doch schon höchst Anerkennungswerthes. Ich werde Gelegenheit haben, auf diesen mir so lieben Freund später zurückzukommen, als mich und meine Frau im Jahre 1830 ein abermaliges Gastspiel nach Breslau rief. Von bedeutenden Männern lernte ich den Professor Steffens kennen, dem ich Vieles über Goethe mittheilen mußte, Gottlieb Korn, Dr. Witte, Buchhändler Max &c. Ich werde auch auf diese Männer zurückkommen.

Nachdem wir mit allen Ehren unser Gastspiel in Breslau beendet, gingen wir nach Teplitz, wo wir mit Emil Devrient, der im Jahre 1825 meine Schwägerin geheirathet hatte, zusammentrafen, um dort das Bad zu

gebrauchen. Auf dem Weg dahin sollte ich in Trautenau an der Grenze Oesterreichs die Gewissenhaftigkeit der damaligen Zollbeamten kennen lernen. Ich überreichte dem schwarzgelben Petrus meinen Paß, der in Dresden von der österreichischen Gesandtschaft visirt worden war. „Ja, was ist denn das, Euer Gnaden“, sagte der Kerl, „der Paß is ja nit visirt!“ — „Sehen Sie denn hier nicht das österreichische Wappen?“ fragte ich, indem ich auf dasselbe deutete. „Ja, das seh' ich wohl, aber das Visa von dem österreichischen Consul in Breslau sehe ich nit!“

Ich. Das hat man mir nicht gesagt, daß man dort ebenfalls visiren lassen muß. Sie sehen aber aus dem Paß, daß wir Schauspieler sind und jetzt nach Teplitz reisen, um das Bad dort vier Wochen lang zu gebrauchen!

Er. Ja, das seh' ich Alles, aber i kann Sie nit rein lass'n. Wissen's was? I will Ihne ä guten Rath geb'n. Fahr'ns zuruck nach Breslau und lass'ns erst den Paß visir'n, oder noch besser, bleib'ns ä paar Tag' bei uns hier und schick'ns 'ne Staffeten hin.

Dieser freundliche Rath setzte mich in Verwirrung, so ernstlich schien er gemeint zu sein. Mit einem Male wurde es Licht in mir. Du bist ja in Oesterreich, dachte

ich, wo die Bestechlichkeit diesen Leuten zur zweiten Natur geworden ist. Rasch zog ich meine Börse, die mit neuen Zwanzigern gespickt war, und holte neun blanke Stücke heraus. Mit dem freundlichsten Tone von der Welt sagte ich, indem ich die funkelnden Dinger vor ihm hinhielt: „Sie würden mich wahrlich sehr verbinden, verehrter Herr Director, wenn Sie mich ungehindert meine Straße ziehen ließen, Sie können es, ohne Ihre Pflicht zu verletzen, gewiß thun!“ Mit schmunzelndem Gesicht betrachtete er das baare Geld, das, wie noch jetzt in Oesterreich, selten in solche Hände kam, und sagte: „Euer Gnaden sein gar zu gütig! Ne, Euer Gnaden beschämen mich, das is ja zu vill!“ — aber mit einer ungeheuern Schnelligkeit verschwand das Geld in seiner Tasche. Während diese Scene im Zimmer spielte und des fehlenden Visas nicht mehr gedacht wurde, saß meine Frau in dem schwer bepackten Wagen, es regnete was vom Himmel herab wollte, und ein untergeordneter Beamter mit mehreren Bohrern stand am Wagen. Mir war bange um meiner Frau Sammetkleider, die sich in der Bache obenauf befanden, und ich bat den Zollmann, den Wagen bei der Visitation unterfahren zu lassen. Voll sittlicher Entrüstung erwiderte er: „Was denken Euer Gnaden, i werd' Se doch nit länger noch aufhalten, fahr'ns in Gottes Namen weiter!“ Damit riß er das kleine Fenster

auf und schrie dem lauernden Kerl zu: „Es wird nit visitirt, der gnädige Herr is 'n alter guter Bekannter von mir!“ Dann flüsterte er mir zu: „Geben Euer Gnaden dem Mann a was!“ Ich kam natürlich der Anweisung dieses würdigen Zollmannes nach und fuhr von dannen.

In Gitschin mußten wir, ganz gegen meinen Willen, das zweite Nachtquartier nehmen, da uns der unbestechliche schwarzgelbe Petrus und die sogenannte schwarze Meile — so nannte man eine Strecke Wegs von einer Stunde zwischen Trautenau und Gitschin — sehr lange aufgehalten hatten. Und diese Straße, wo der Wagen aus einer Grube in die andere bis an die Axe fiel, hatte man die Kühnheit Chaussee zu nennen. Zum Glück war mein Wagen lang gebaut und wand sich wie eine Schlange aus all den Fährlichkeiten wieder heraus; aber von Sitzenbleiben war natürlich keine Rede und wir hatten das Vergnügen, mit unsern Kindern auf dem Arm eine Stunde zu marschiren, wobei wir nur zweimal von kleinen Regenschauern überrascht wurden. Unsere Drangsale waren jedoch noch nicht zu Ende! Bisher waren wir ganz gut mit zwei Pferden fortgekommen, aber in Arnau wurden uns zwei Thierchen vorgelegt, bei denen man die Rippen zählen konnte und die mehr den Schritt eines Seiltänzers als den eines Pferdes hatten. Mir ahnte

gleich nichts Gutes, und meine Besorgniß sollte beim nächsten Berg, der ungefähr eine Stunde von der Station entfernt war, in Erfüllung gehen. Da stand mein lieber Sattelgaul, und weder gute Worte, noch die Peitsche, noch die unzähligen böhmischen Flüche seines Lenkers konnten ihn vom Fleck bringen. Ich fluchte auch mörderisch und machte dem Herrn Schwager gehörige Vorwürfe, warum er nicht gesagt hätte, daß er den schweren Wagen mit diesen zwei Pferden nicht fortbringen könnte. „I hätt's auch gesagt, wenn mer noch Pferd' g'habt hätten", erwiderte der Kerl. Was war nun zu thun? Auf der Landstraße konnten wir doch nicht bleiben, es mußte also Rath geschafft werden. Kein Pferd war in der Nähe, aber ein Zugochse mit seinem Inhaber, und für einen Zwanziger wurde dieser gehörnte Freund in der Noth vor den Wagen gelegt und schleppte uns den Berg hinauf. Diese Komödie hätte sich bis zur nächsten Station gewiß noch mehrere Male wiederholt, wenn wir nicht einen wendischen Frachtfuhrmann eingeholt hätten, der mit ziemlich leerem Wagen und vier stattlichen Pferden auf der Landstraße dahinschlenderte, und der für einen Thaler so gefällig war, meinen Wagen sammt Pferden an den seinigen hinten anzuhängen. Der wackere Wende fuhr öfter Trab, unser eigensinniger Sattelgaul mußte mit, er mochte wollen oder nicht, und

so kamen wir doch noch schneller nach Gitschin, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Im Schwarzen Roß zu Prag sollten wir uns von unsern Mühsalen erholen. Wir blieben zwei Tage da, um alle die Punkte aufzusuchen, die uns lieb und werth geworden waren, denn es knüpfte sich manche freundliche Erinnerung für uns daran. Ich konnte auch nicht umhin, meine Frau an die Ufer der Moldau zu führen und ihr die Stelle zu zeigen, wo Elisa Abschied von mir genommen hatte. Obgleich wir beide den Hradschin durch und durch kannten, wanderten wir doch dahin und erquickten uns an den Schönheiten der Natur und Kunst. Auf dem Rückwege veranlaßte mich meine Frau das Kloster zu besuchen, in dem sich die unverwesliche Hülle der heiligen Elektra befindet, deren Bekanntschaft ich bei meinem frühern Aufenthalt nicht gemacht hatte. Auf mich machte das gelbbraune Pergamentgesicht der Heiligen, die aufrecht in einem Schrein sitzt, einen unangenehmen Eindruck, und ich dächte, selbst der frömmste Katholik müßte sich unbehaglich in dieser Nähe fühlen.

In Teplitz wohnten wir in einem Hause mit unsern Verwandten und führten ein höchst gemüthliches Zusammenleben, auch fanden wir noch mehrere Freunde aus Leipzig dort, mit denen wir alle Partien gemeinschaftlich machten. Der dortige Polizeicommissar Haydn, ein

höchst liebenswürdiger Mann, schloß sich uns an und war unser Führer nach allen schönen Punkten. In Graupen, einem Marktflecken unweit Teplitz, sah ich zum ersten Male eine Darstellung des Fegefeuers in Holz ausgeschnitzt, welche sich in einem Gewölbe, mit einem eisernen Gitter davor, befand. Gemälde der Art hatte ich schon oft gesehen, aber noch nichts in dieser Manier. Grauslich waren die armen Verdammten anzusehen, die, von rothgemalten hölzernen Flammen umgeben, furchtbare Schmerzensgesichter schnitten; männliche wie weibliche Sünder waren nackt, doch hatte, um ihr Schamgefühl und das des Beschauers zu schonen, der geniale Künstler sie alle bis an die Brust in den Pfuhl der Hölle versunken dargestellt. Man soll dergleichen Bildschnitzereien viel in Böhmen finden, diese aber alle andern an Scheuslichkeit übertreffen. Die gemalten Madonnen hingegen, die man in Dörfern und an den Landstraßen so häufig sieht, sind lieblich anzuschauen und manche so schön, daß man glauben sollte, ein berühmter Meister hätte hier den Pinsel geführt.

Wie der böhmische Bauer das Bad gebraucht, davon sollte ich Zeuge sein. Mein Doctor führte mich in die allgemeinen Bäder, wohin die heißesten Quellen, wohl 35 Grad, strömen. Eine Wendeltreppe von Stein führt zu ihnen hinab; an der Mauer sind Nischen ange-

bracht; wir sahen eine nackte Gestalt in einer derselben siegen. Der Brodel und die Glut an dem Bassin selbst waren unerträglich, und in dieser schrecklichen Atmosphäre saßen vielleicht 20 Personen. Kann so ein Kerl die Hitze nicht mehr aushalten, so kriecht er in eine der Nischen und bleibt dort liegen, bis seine Glieder ziemlich steif sind; dann kriecht er wieder auf allen Vieren hinab ins Wasser. Diese Parforcecur setzt er einige Stunden fort, dann legt er sich vor das Haus aufs Pflaster und läßt sich von der Sonne braten.

Auch ein Theater befand sich in Teplitz; da aber die eigentliche Saison noch nicht begonnen hatte, war es jeden Abend leer. Darum nannte mich auch der Herr Director, wenn ich mit meiner ganzen Gesellschaft angezogen kam, die wohl aus 30 Personen bestand, seinen Wohlthäter, um so mehr, als wir stets die ersten Plätze einnahmen. Die Truppe war nicht überreich an Mitgliedern, denn die Chöre im zweiten Act der Preciosa wurden von einer einzigen Dame ausgeführt, die dabei lustwandelnd auf der Bühne auf und ab ging.

Ich ließ mir von einem dortigen Steinschleifer, nach Rauch's Medaillon, Goethe's Kopf in einen Siegelring graviren, und die Arbeit fiel so trefflich aus, daß, als ich sie später Goethe zeigte, er an 30 Abdrücke davon nahm und an seine Freunde sandte.

Die vier Wochen, die wir in Teplitz verlebten, waren uns gar zu rasch vergangen, denn eine Lustpartie jagte die andere, ohne daß man nöthig hatte, viel Kosten aufzuwenden. Die Fahrgelegenheiten waren äußerst billig, auch das Leben in den Wirthshäusern nicht theuer; wir zogen, stets eine Gesellschaft von wohl dreißig Personen, bald in dieses, bald in jenes, wo wir die beste Küche zu finden hofften.

Von den Bekanntschaften, die ich in Teplitz gemacht hatte, war mir die liebste und wünschenswertheste die des Bürgermeisters Wolfram, des Componisten der „Bezauberten Rose". In ihm lernte ich nicht allein einen sehr bedeutenden Musiker, sondern auch einen höchst liebenswürdigen Menschen kennen. Er theilte mir Mehreres aus der obengenannten Oper mit, die kurze Zeit nachher unter seiner Direction in Dresden zur Darstellung kam. Seine Methode, obgleich sie ursprünglich deutsch war, schloß sich doch etwas der italienischen Schule an; sein Stil war elegant und seine Stimmführung tadellos. Er hatte einen Knaben von ungefähr vier Jahren, der ein merkwürdiges musikalisches Genie an den Tag legte, denn er sang alle Töne eines Accords mit großer Sicherheit, selbst die der verminderten Septime.

Fünfzehntes Kapitel.

Weber's Tod. — „Oberon". — Gastspiel der Frau Schulz von Berlin und des Fräulein Lindner von Frankfurt am Main. — Abermaliges Gastspiel Devrient's. — Weber's Gedächtnißfeier. — Tod Friedrich August's des Gerechten. — Mittagessen bei Goethe.

Wir waren kaum in Leipzig wieder eingetroffen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Karl Maria von Weber in London am 5. Juli gestorben sei. Ich konnte und wollte an diesen unersetzlichen Verlust nicht glauben, aber leider wurde mir nach kurzer Zeit von meinem Freunde, dem trefflichen Flötisten Fürstenau, der Weber's Begleiter auf dieser Reise gewesen war, die Wahrheit bestätigt. So ging er denn dahin, zu einer Zeit, als sein Ruhm in Europa schon fest begründet stand und selbst über die Meere hinüber den Weg gefunden hatte, zu einer Zeit, als die Neider und Krittler gegen ihn verstummten, das deutsche Volk aber den Meister immer mehr bewunderte und liebte und in seinen Werken das

deutsche Wesen im schönsten und echtesten Ausdruck erkannte. Seinen Schwanengesang „Oberon" brachte von allen Directoren Hofrath Küstner am 26. December 1826 zuerst zur Aufführung und ging auch hier wieder den andern Bühnen mit dem besten Beispiel voran. Mit fürstlicher Pracht in Decorationen und Costümen wurde das Werk ausgestattet und aufs sinnigste in Scene gesetzt. Er beschäftigte darin alle seine ersten Kräfte, und um dies zu bewirken, ließ er mehrere Partien alterniren. Rezia — Canzi, Fatime — Doris Devrient und Frau von Zieten; Hüon — Vetter und Höfler; ersterer, mit einer wunderbar kräftigen, hohen Tenorstimme, sang die Arie in E-dur, die Weber für den englischen Tenor hatte schreiben müssen, weil diesem die ursprünglich geschriebene nicht dankbar genug gewesen war, letzterer die ursprüngliche; Scherasmin — Fischer. Den Elfenkönig Oberon mußte ich selbst, drolliger Weise, mit meiner kräftigen, langen Gestalt spielen; später erhielt ich einen Stellvertreter in einem Herrn Voigt. Aus dem Puck hatte Küstner zwei dienende Geister gemacht und nannte den zweiten Droll. Fräulein Erhart (spätere Gräfin Hohenthal), die eine wundervolle Altstimme besaß und als Tancred ganz ausgezeichnet war, hatte er den Puck, die zu singende, Fräulein Lauber den Droll, die zu sprechende Partie übertragen.

Die zu recitirenden Rollen waren durch die ersten Schauspieler besetzt. Es war in der That eine durchaus gelungene Darstellung zu nennen und wurde dieselbe mit unbeschreiblichem Beifall aufgenommen. Unserm trefflichen Director ward der wohlverdiente Dank des Publikums von allen Seiten im reichsten Maße.

Ehe noch die Oper zum Einstudiren vorlag, begegnete ich dem alten zopfigen Musikdirector S., der den eben erschienenen Klavierauszug des „Oberon" unterm Arm hatte. „Es war Zeit für Weber's Ruhm", sagte der gute Mann, „daß er gestorben ist! Sehen Sie einmal die Tanzmelodien in der Ouvertüre und Rezia's Arie an; wie kann ein Mann, der einen „Freischütz" geschrieben hat, so trivial werden!" Von der „Euryanthe" und „Preciosa" sprach er nicht. „Mein Bester", erwiderte ich, „lassen Sie die Todten ruhen! Weber wird, wie Schiller, im Herzen aller Deutschen fortleben. Guten Morgen!" — und damit ging ich meiner Wege.

Während des Juni wurde ein neues Podium im Theater gelegt, die Maschinerie und der sogenannte Schnürboden von unserm ausgezeichneten Maschinenmeister Höck sehr verbessert. Mit einem Prolog, den meine Frau sprach, und „Torquato Tasso" wurde die Bühne am 1. Juli wieder eröffnet. In demselben Monat sang die berühmte Bravoursängerin Schulz

von Berlin vier Gastrollen: Donna Anna, Vitellia, Jessonda und Eglantine. Feuer und Begeisterung leuchtete aus allen ihren Darstellungen heraus, und es war eine wahre Freude, mit dieser trefflichen Künstlerin zu wirken, obwohl ihre Leidenschaft mitunter übers Maß ging. Als Jessonda raste sie im zweiten Finale auf der Bühne so herum, daß das Podium mit den Perlen, die sie um Hals und Arme getragen, wie besäet war und ich als ihr geliebter Tristan blaue Flecke von ihren Umarmungen davontrug. Ihr folgte gleich darauf die Lindner von Frankfurt am Main, welche an acht Abenden in den verschiedensten Gattungen von Rollen mit großem Beifall auftrat. Sie war in der Tragödie fast ebenso bedeutend als im Lustspiel. Ihr Klärchen im „Egmont“, ihre Madame Schnell in „Proberollen“ und besonders ihre Margarethe in den „Hagestolzen“ werden mir unvergeßliche Leistungen von ihr bleiben; auch auf das Publikum machte sie einen außerordentlichen Eindruck.

Ludwig Devrient war abermals vom Hofrath Küstner zum Gastspiel eingeladen, seine Zeit erlaubte ihm aber nur an fünf Abenden aufzutreten. Einige Wiederholungen früherer Rollen fanden statt. Neu waren Franz Moor, Ossip in „Isidor und Olga“ und Lear. In letzterer Rolle bekam Devrient einen so heftigen

Krampfanfall, daß er nicht ausspielen konnte und etwas Anderes rasch eingeschoben werden mußte. Obgleich jedem freigestellt war, sich sein Eintrittsgeld an der Kasse wiedergeben zu lassen, machte doch Niemand davon Gebrauch. Devrient's Unwohlsein hielt nur ein paar Tage an, dann trat er in zwei kleinen Stücken auf und rührte abermals das Publikum als Lorenz Kindlein zu Thränen, während er als Elias Krumm alle Lachmuskeln in Bewegung setzte. Endlich fand die Vorstellung des „Lear" von neuem statt. Das Haus war ebenso zum Brechen voll wie das erste Mal. Als ich im Anfang in seiner Garderobe saß, sagte er zu mir: „Junge, Du glaubst nicht, was ich für eine Angst habe! Wenn ich nur erst über den zweiten Act weg bin, dann ist Alles gut, aber dieser ist's, der mein Gemüth so furchtbar angreift; Alles, was folgt, ist mir Spielerei, aber in ihm kommen meine Nerven in solche Aufregung, daß ich ihrer nicht Herr werden kann." Ich bat ihn, zu Anfang seine Kraft mehr zu schonen als beim ersten Male. Er that es auch, bis zu der Stelle: „Höre mich, Natur!" Da brach er die Fesseln seiner Zurückhaltung und wie ein tobender Strom brausten die Gefühle eines verrathenen Vaters und Königs, markerschütternd und herzdurchdringend, daher. Das Zirpen eines Heimchens hätte man hören können, solche Stille herrschte im ganzen

Haus, selbst uns Schauspielern stockte der Athem; aber nach den Worten: „O Gott, ich werde wahnsinnig", da brach ein Beifallssturm los, wie ich ihn noch nie gehört und der gar nicht enden wollte. Ich stürzte in seine Garderobe und küßte ihm seine arme verkrüppelte Hand. „Nun, Junge", rief er mir mit freudestrahlendem Gesicht zu, „was sagst Du? Siehst Du, nun bin ich über den Berg und werde dem Publikum zeigen, daß ich meine Aufgabe zu lösen weiß." Er hielt Wort und stand dem Dichter des Riesenwerks ebenbürtig zur Seite. Sein Auftreten im dritten Act glich in der An- und Abschwellung der Empfindungen einem sturmgepeitschten Meere; der Culminationspunkt seiner Darstellung aber war der psychologische Uebergang zum Wahnsinn. Ich stand in der ersten Coulisse, um sein Spiel aufs aufmerksamste zu verfolgen; alle meine Glieder bebten, als er sich die Kleider abriß, fast um einen Kopf größer wurde und seine Augen den Ausdruck eines Irren annahmen. Von da ab war er ein ganz Anderer: aus dem wüthenden, verzweifelnden Greis war nicht allein in seiner Haltung, sondern auch in seiner Sprache wieder ein gebietender König geworden. Die Begeisterung des Publikums über diese Meisterleistung hatte den höchsten Gipfel erreicht; man wußte nicht, was man ihm, dem Einzigen, alles für Ehren anthun sollte, denn das Herausrufen,

Kränzewerfen und Vivatbringen genügte nicht mehr, und so wurde ihm denn vor dem Theater, als er in den Wagen stieg, noch ein donnerndes Hoch gebracht und ein großer Theil der Jugend geleitete ihn nach Hause.

Am 19. März 1827 fand eine Gedächtnißfeier Weber's statt. Es wurde der „Freischütz" gegeben und diesem folgte die Feier, die, auf die sinnigste Weise von Küstner angeordnet, in mehreren lebenden Bildern aus Weber's Werken bestand, wozu Heinrich Stieglitz ein erklärendes Gedicht geschrieben, das von Stein ganz vortrefflich gesprochen wurde. Die erste Gruppe war „Lützow's Jagd", wobei die Jäger um ein Feuer gelagert waren und das Lied: „Was glänzt dort vom Walde" sangen; die zweite die Bauernhochzeit aus Euryanthe mit dem Lied: „Der Mai bringt frische Rosen"; die dritte Euryanthe unter der Weide schlummernd, der König mit seinem Gefolge höchst malerisch auf den Felsen gruppirt, in Morgenbeleuchtung, wobei das Lied gesungen wurde: „Die Thale dampfen"; die vierte der nächtliche Zug der Zigeuner aus „Preciosa" mit dem Chor: „Es blinken so lustig die Sterne"; die fünfte Oberon auf seinem Lilienbette schlafend, von Elfen umgeben, unter der Begleitung des Chors: „Leicht wie Feentritt nur weht". Den Schluß bildete eine Gruppe

von vier Hauptpersonen aus seinen musikalischen Werken: Oberon mit einem Lilien-, Preciosa mit einem Granat-, Max mit einem Eichen- und Euryanthe mit einem Rosenkranz geschmückt. Oberon bekränzte die von Wolken umgebene Büste des Meisters mit einem Lorbeerkranz, aus den Wolken traten vier Sterne hervor und verklärten leuchtend Weber's Büste. Absichtlich hatte Küstner kein Bild aus dem „Freischütz" gewählt, weil diese Oper der Feier vorausgegangen war. Die Einnahme des Abends betrug über 600 Thaler und wurde von unserm trefflichen Director den Hinterlassenen Weber's zugesandt. Er ging auch hierin wieder mancher Hoftheaterintendanz mit gutem Beispiel voran. Das Ganze hatte übrigens das Publikum so angesprochen, daß vier Wiederholungen stattfanden.

Kaum waren die Töne von Weber's Gedächtnißfeier verklungen, so trat der Todesengel an das Bett des größten symphonischen Dichters dieses Jahrhunderts. Beethoven starb am 27. März 1827. Wie Mozart, war auch er in drückenden Verhältnissen gestorben, nur ein treuer Freund unterstützte ihn aufs reichlichste, sobald er sich in Noth befand, und erst als dieser dahingeschieden war, fand man die Danksagungsschreiben Beethoven's in einem verborgenen Fache. Dieser treue redliche Freund war Nepomuk Hummel, der so oft

von der Unwissenheit als karg geschmäht worden war, und es gab gewiß nur Wenige, die so reichlich, so großmüthig und so verschwiegen zu geben wußten. Ich habe ihm nahe genug gestanden, um dafür Zeugniß ablegen zu können. Arm und von keiner Auszeichnung geschmückt sank Beethoven in sein einsames Grab, aber tausend Sterne, die er selbst geschaffen, strahlen immer glänzender darüber hin, hoch und unvergänglich. Jeder Deutsche ruft auch ihm mit Stolz die Worte Goethe's nach: „Denn er war unser!“

Auch für ihn veranstaltete Küstner eine Gedächtnißfeier am 11. Juli desselben Jahres, bestehend in dem Trauermarsch der Symphonia eroica, einem Gedicht von Stieglitz, und der Aufführung des „Fidelio“.

Die Ostermesse hatte kaum begonnen, als die schmerzliche Nachricht eintraf, daß Friedrich August der Gerechte zu seinen Vätern eingegangen sei. Die Bühne wurde, zum Leidwesen aller Fremden und zum großen pecuniären Schaden Küstner's, vier Wochen lang geschlossen; alle lauten Vergnügungen, wie Musik und Tanz, mußten aufhören. Küstner's Verlust war, gering gerechnet, auf 10,000 Thaler anzuschlagen.

Da das Theater geschlossen war, benutzte ich die Gelegenheit, einem Gastspielantrag von Kassel nachzukommen und einige Male daselbst aufzutreten.

Auf dem Rückwege hielt ich mich einige Tage bei meinem Vater auf, dem Goethe bereits zu wissen gethan, daß wir bei ihm zu Mittag essen sollten. Ich hatte ihn fast zwei Jahre nicht gesehen und fand ihn sehr wohl auf. Bei Tafel war er äußerst heiter. Er liebte es, mit Schauspielern über das Theater zu sprechen, und so mußte ich ihm von meinen jüngsten Kunstreisen Alles erzählen, was ich Anerkennungswerthes bemerkt und getroffen. Außer diesem zog ihn mein Zusammensein in Breslau mit Baron Ferdinand von L. an, den er, wie bereits in diesen Blättern bemerkt, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Lauchstedt hatte kennen lernen. Ich erzählte ihm viele Anekdoten, die L. geliefert, und namentlich das Selbstgespräch in und unter dem Bett setzte Goethe's Lachmuskeln außerordentlich in Thätigkeit. Er erzählte nun auch seinerseits, auf welche Weise er in Lauchstedt die Bekanntschaft dieses Originals gemacht. Auf einem einsamen Spaziergang durch die Felder war ihm auf einem Rain ein langer Mann im Militärrock, mit verschränkten Armen, begegnet, dicht vor ihm stehen geblieben und hatte, statt der üblichen Begrüßung, eine Strophe aus dem Lied der Parzen nicht ohne Geschick recitirt. „Das ist unter allen Schöpfungen die schönste, womit Ew. Excellenz die Welt beglückt haben. Weder Tasso noch Ariost haben Aehnliches ge-

schrieben, und selbst Schiller, den ich so hoch verehre, läßt öfter seiner Phantasie in seinen Dichtungen zu freien Spielraum, wodurch er die Wahrheit hier und da beeinträchtigt; aber Ew. Excellenz halten in beidem das richtige Maß. Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz in mir den Baron Ferdinand von L. vorzustellen." — „So sprach der Mann", fuhr Goethe fort, „und ich wandelte längere Zeit mit ihm in der schattigen Lindenallee auf und ab, mich an seinem Urtheil über die alten und neuen Dichter ergötzend."

Goethe war in solchem vertrauten Kreis niemals der Minister, sondern stets der heitere, liebenswürdige Greis, aus dessen Augen jugendliches Feuer glühte, aus dessen Zügen das herzlichste Wohlwollen sprach.

Beim Abschied drückte er mir die Hand und fügte hinzu: „Grüße herzlichst Dein liebes Weib, und mag Dich Dein Weg bald wieder über Weimar führen."

Meine Frau erhielt von ihm zu ihrem Geburtstag, am 31. Januar 1828, eine Tasse, worauf sein Gartenhaus am Stern gemalt und in die Unterschale die Worte „Gruß und Heil" eingebrannt waren.

Lüttwitz

Sechzehntes Kapitel.

Sophie Müller. — Schechner. — Abermalige Schließung des Theaters. — Gastspiel in Mannheim. — Antrag des leipziger Magistrats. — Contractabschluß mit Magdeburg.

Auch das Jahr 1827 brachte mehrere Gastspiele. Zuerst Sophie Müller vom wiener Burgtheater, die namentlich als Jungfrau von Orleans unübertrefflich war. Ihre weitern Rollen waren Donna Diana, Semiramis und Olga in „Isidor und Olga“. Bei ihrer höchst edlen Plastik und ihrem lebendigen Augenspiel war es merkwürdig und zu beklagen, daß die Gesichtszüge starr und leblos blieben und dadurch einen fast automatischen Eindruck machten. Den größten Beifall fand sie in ihrer ersten Rolle. Ihr folgte die Stich-Crelinger, die als Julia wieder außerordentlich gefiel. Sie trat noch als Schauspielerin in „Komm her“ und Maja im „Paria“ auf, und schließlich spielte sie die Phädra. Dann kam der unvergeßliche

Komiker Spitzeder, und nach ihm, am 22. September, trat die Schechner als Emmeline in der „Schweizerfamilie“ auf. Ihre volle, glockenreine Stimme entzückte das Publikum. Sie mußte diese Partie wie den Fidelio zweimal singen und trat ferner noch als Julia in der „Vestalin“ auf. Ich muß gestehen, daß ich diese Partie niemals habe besser singen hören. Gleich das Solo im ersten Chor der Vestalinnen trug sie mit solcher Wärme und Empfindung vor, daß der Enthusiasmus des Publikums kein Ende nehmen wollte. Aber welchen Raum würde mein Urtheil über sie einnehmen und wie wenig würde denen, die nicht das Glück gehabt haben, sie zu hören, damit gedient sein, wollte ich all der Schönheiten gedenken, die sie in dieser Rolle entfaltete. Als Darstellerin wurde sie freilich von der Schröder-Devrient übertroffen, aber als Gesangskünstlerin stand sie allen Darstellerinnen der Partie voran.

Den Hofrath Küstner sollte in diesem Jahre noch ein bedeutender pecuniärer Verlust treffen.

König Anton war mit seiner Gemahlin am 28. October zur Huldigung nach Leipzig gekommen. Um das Königspaar auch im Theater festlich zu empfangen, war das Innere des Zuschauerraums mit Guirlanden geschmückt und die gewöhnliche Beleuchtung durch mehrere Hundert Wachskerzen verstärkt worden. Am ersten Abend kam

Weber's „Oberon", in neuen Decorationen und Costümen auf das prachtvollste ausgestattet, zur Aufführung. Am folgenden Tag fand die Huldigung statt, und im Theater wurde „Donna Diana" und ein Festspiel von Wilhelm Gerhardt: „Segen ihm und ihr", gegeben. Der König besuchte fast jeden Abend das Theater und legte seine Zufriedenheit mit den Leistungen desselben noch dadurch an den Tag, daß er dem Hofrath Küstner eine kostbare, mit Brillanten besetzte Dose schenkte.

Die Reihe der Festlichkeiten wurde plötzlich auf das unerwartetste unterbrochen und die herzliche Freude der Bewohner Leipzigs in tiefe Trauer verwandelt, denn die von ihrem Gemahl auf das zärtlichste geliebte Königin, die schon unwohl nach Leipzig gekommen war, erkrankte auf einmal bedenklich und starb nach wenigen Tagen.

Der Hofrath Küstner mußte die Bühne abermals auf vier Wochen schließen. Diese Unglücksfälle mochten wohl seinen Entschluß, das Theaterunternehmen aufzugeben, schneller zur Reife gebracht haben, der Hauptgrund aber schien mir in der mißgünstigen Stimmung des damaligen Magistrats zu liegen, der sich nicht entschließen konnte, Küstner auch nur die geringste Erleichterung im Pacht und den sonstigen Abgaben zu gewähren. Für alle Mühen, Opfer und Anstrengungen, durch welche die

leipziger dramatische Kunstanstalt auf eine Höhe gebracht worden war, die sie bis dahin noch nie erreicht hatte, hätte man nicht allein keinen Pacht von Küstner nehmen, sondern ihm sogar einen Zuschuß bewilligen sollen. Sich dazu zu erheben, waren die meisten Machthabenden zu engherzig, bei manchem mochte sogar das unlautere Motiv des Neides mit unterlaufen, denn Küstner hatte sich durch sein Streben Beifall und Ruhm in ganz Deutschland erworben. Mit tiefer Betrübniß gab er und erhielten wir von ihm die Nachricht, daß seine Direction mit der Messe 1828 ein Ende nehme.

Was war da zu thun? Ein Engagementsantrag nach Mannheim, dem ein Gastspiel vorausgehen sollte, war mir und meiner Frau geworden und wir benutzten die Schließung des Theaters, um dahin abzureisen. Aber weder die pecuniären noch die sonstigen Verhältnisse sagten uns zu und ich brach die begonnenen Unterhandlungen ab.

Als wir nach Leipzig zurückgekehrt waren, wurde mir und meinem Schwager von seiten der einflußreichsten Magistratsmitglieder, durch einen aus ihrer Mitte, der unserer ganzen Familie stets ein wohlgesinnter väterlicher Freund gewesen war, die Direction des Theaters angeboten. Obgleich wir nur höchst ungern Leipzig verließen, so lehnten wir doch den Antrag ab, denn es gingen uns

vor allen Dingen die finanziellen Mittel ab, das Unternehmen in der von Küstner gepflegten Art und Weise fortzuführen. Man bot uns zwar ein Kapital von 25,000 Thalern zu ganz geringem Zins und Rückzahlung in uns beliebenden Fristen an, allein auch darauf trugen wir Bedenken einzugehen, und ich und meine Frau haben uns später oft glücklich gepriesen, daß wir den großmüthigen Antrag damals abgelehnt, denn ich bin mein Lebtag kein Finanzmann gewesen und wäre auch dadurch keiner geworden.

Als bekannt wurde, daß das leipziger Theater sich auflöse, kam der Domänenrath Apel von Magdeburg zu mir und bot mir im Namen des dortigen Theatercomité, an dessen Spitze der Oberbürgermeister Franke stand, die Oberregie mit einem Gehalt für mich und meine Frau von 3400 Thalern an. Ich bat mir von Küstner einige Tage Urlaub aus und reiste nach Magdeburg, um mich näher über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten. Man kam mir mit vieler Freundlichkeit entgegen, vor allen der Oberbürgermeister Franke, auf dessen Ausspruch hin die ganze artistische Leitung des Theaters in meine Hände gelegt und mir vollkommene Freiheit darin gestattet wurde. Da zu Ostern 1828 an dem magdeburger Theater mehrere Mitglieder abgingen, mußten die erledigten Fächer wieder ergänzt werden, und das ge-

reichte auch meinen Collegen in Leipzig zum Vortheil. Mit dem Etat von 36,000 Thalern, wie er bisher bestanden, konnte ich ein Theater, wie ich es im Sinne hatte, nicht herstellen, das sagte ich den Herren in der Conferenz unverhohlen. Der Oberbürgermeister erwiderte darauf: „Stellen Sie ein gutes Theater her, das Uebrige wird und muß sich dann finden.“ Hierauf engagirte ich zuerst meinen Schwager Emil Devrient mit Frau, den trefflichen Komiker Koch, den Baß-Buffo Fischer, den ersten Bassisten Köckert und seine Frau; als Bravoursängerin die Roßner, als dramatische Sängerin die Formchetti-Walzel. In Schmuckert und Mühling fand ich zwei brave Tenoristen vor, in der lieblichen Frl. Meiselbach eine sehr gute lyrische Sängerin; das Fach der Soubretten bekleidete meine Schwägerin. Der Chor bestand aus zwölf sehr hübschen jungen Mädchen und zwölf jungen Männern, alle mit schönen Stimmen. Das Ensemble in der Oper ließ nichts zu wünschen übrig. Im Schauspiel war das Fach der Liebhaberinnen durch meine Frau, Frau Schmidt, Frl. Wolf und Sohm besetzt, das der Liebhaber durch Emil Devrient, Pirscher und Walker; Frau Köckert war für ernste und komische Mütter engagirt, die zweiten und dritten Fächer waren ebenfalls in guten Händen, und so stand das Schauspiel aufs würdigste da und überflügelte zuwei-

len in seinen Darstellungen die Oper. Ich werde über die zehn Monate, die ich in Magdeburg verlebte, noch Mehreres zu berichten haben, zunächst kehre ich aber nach Leipzig zurück.

Siebzehntes Kapitel.

Die „Sonnenmänner". — Anonymer Brief. — Der „Vampyr". — Schluß des leipziger Theaters. — Aufenthalt in Magdeburg. — Gastspiel in Leipzig. — Antrag.

Schon seit langen Jahren hatte ich mich mit dem Studium der Harmonielehre beschäftigt, bis jetzt aber noch nichts componirt als einige Wiegenlieder — ein- oder dreistimmig, wozu mir Gustav Benedix den Text lieferte — die ganz leidlich klangen und beifällig aufgenommen wurden, wenn wir sie auf Land- und Wasserpartien sangen. Den besten Erfolg hatten sie jedoch stets, wenn mein Junge damit in Schlaf gesungen werden sollte; sie entsprachen also wenigstens ihrem ursprünglichen Zwecke. Jetzt trieb mich der Ehrgeiz zu Höherem an. Ich setzte meine theoretisch-musikalischen Studien mit großem Eifer fort, Melodien und Harmonien schwirrten mir genug im Kopfe herum, und so ging ich endlich

guten Muths an die Ausführung des großen Unternehmens, eine Oper zu schreiben. Um das Buch war ich am wenigsten verlegen, ich nahm frischweg einen Roman her, der eine rheinische Sage behandelte und auf der Sonnenburg bei Wiesbaden spielte. Daraus schnitt und flickte ich mir eigenhändig so etwas zurecht, was nothdürftig auszureichen schien, und nannte das Machwerk „Die Sonnenmänner". Es kam mir übrigens nicht in den Sinn, als Universalgenie auftreten zu wollen, darum verleugnete ich mich selbst insoweit, daß ich den Dichter pseudonym und nur den Componisten unter seinem wahren Namen auftreten ließ. Trotz seiner vielfachen Schwächen wurde das Werk von dem zahlreich versammelten Publikum, das mir stets sein besonderes Wohlwollen an den Tag legte, mit Beifall aufgenommen, als es am 13. Februar 1828 zum ersten Male gegeben wurde. Die Kritik darüber liegt fast schon in dem eben Gesagten, eine ausführlichere mag aber hier noch in einem Briefe folgen, der mir am Tage nach der Aufführung zugeschickt wurde. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieser Brief von dem als musikalische Autorität bekannten Rochlitz herrührt, der mir stets ein verehrter Gönner und lieber Freund war.

Der Brief lautete wie folgt:

„Diese Zeilen kommen von einem Manne, der seit

Ihrem Erscheinen in unserer Stadt sich über Ihr sichtbares Vorschreiten in der Kunst und viele Ihrer trefflichen Kunstleistungen recht von Herzen gefreut. Natürlich, daß ich auch für Ihr keckes Vortreten mit einem großen Kunstwerke mich eifrig interessire. Dieses Gefühl treibt mich, Ihnen meine Ansichten und Beobachtungen mitzutheilen, aus der reinen Absicht, damit Ihr mühsames Werk den dauernden Antheil finde, den es verdient, und Sie die Früchte Ihrer Anstrengungen genießen. Verkennen Sie also meinen guten Willen nicht, wenn Ihnen auch Einiges der folgenden Zeilen nicht gefällt. Die Liebe zur Kunst und zu Ihnen, als ihrem eifrigen Jünger, leitet meine Feder.

Ich bedaure zuvörderst, daß Sie Ihren Fleiß an einen Text gewandt haben, der wohl nur als eine Schülerarbeit zu betrachten ist, in Hinsicht auf Anlage, Charaktere und Ausführung, die matten Verse ungerechnet. Dann haben Sie Alles viel zu breit gehalten, sodaß die Langeweile nicht ausbleiben kann. Die ungeübte Hand des Componisten erkennt man sehr oft, obgleich viel Gutes sich vorfindet. Ich weiß, wie viel man muß Noten geschrieben haben, um nur zu der Fertigkeit zu gelangen, die musikalischen Gedanken richtig aufs Papier zu bringen; ferner, wie viel dazu gehört, um Sicherheit im reinen Satze zu erlangen; ferner die Behandlung

der Instrumente kennen zu lernen und ihre Wirkung; und ich kann in der That kaum begreifen, wo Sie zu diesen langen Studien die Zeit hergenommen haben, da Sie in Ihrem Berufe bekanntlich einer der Fleißigsten sind. Vielleicht würden Sie, wenn die Veränderung unsers Theaters nicht einträte, noch nicht mit diesem größern Werke vorgetreten sein, sondern sich lieber erst an Kleinem versucht haben. Indessen, es ist einmal geschehen, und daher liegt mir daran, vielleicht so viel als Ihnen selbst, daß es nicht ohne Erfolg geschehen sein und Ihre Arbeit nicht ins Meer der Vergessenheit versenkt werden möge.

Lassen Sie sich, ich bitte herzlich darum, nicht durch das Klatschen der rohen Menge im Parterre täuschen. Sie wissen ja selbst, daß das Parterre mehrentheils aus Leuten besteht, von denen die wenigsten wissen, was Kunst ist, die nur nach dem augenblicklichen Eindruck gehen und daher vieles tiefer liegende Vortreffliche gar nicht bemerken. Doch ist auch wieder die leichtere Aufregung dieses Völkchens gut zu brauchen, um den Künstler zu beleben, was er von den kalten Logenleuten nicht zu erwarten hat. Die Kritik in unserer geliebten Stadt ist nur sogleich bereit, den Stab zu brechen, worüber ich mich gar oft geärgert habe; indessen lassen sich doch auch viel gesunde Urtheile vernehmen, z. B. Ihrer Composition

fehle es an einem bestimmten Charakter. Es sei ein Gemisch bekannter Gedanken ohne Ordnung zusammengestellt, ohne Originalität rc. Von dem Allem ist meines Bedünkens etwas wahr. Vielleicht hat Sie der Text auch zu Manchem veranlaßt, was bei geistvollerm Texte sich anders gestaltet hätte. Wenn ich auch nicht viel neue Ideen gefunden habe, so muß ich doch bekennen, daß viele gut angewendet sind. Ich wundere mich, daß Sie mit ihrer Bühnenerfahrung nicht gefühlt haben, wie langweilig Manches sein müsse, daß das viele Beten sehr viel dazu beitrage, daß durch die musikalische Ausdehnung gar Manches seine theatralische Wirkung ganz einbüße und Manches ganz unnatürlich sei. Wir tadeln mit Recht dergleichen Dinge in italienischen Opern, um so mehr müssen wir bei eigenen Productionen das echt Dramatische stets vor Augen haben.

Es ist mir auch aufgefallen, daß Ihre Partie am besten gearbeitet ist, da Ihnen doch daran gelegen sein mußte, daß das Ganze sich gut darstelle und nicht eine Partie nur interessire. Sie sind freilich nicht überall gut unterstützt worden, allein das Ganze ging doch, als erste Vorstellung, nicht gerade schlecht. Wenn Sie nun eine Partie selbständig machen konnten, wie kommt's, daß die andern alle wie aus einem Tone singen, nur höher oder tiefer, der Charakter ist aber ziemlich gleich.

Demnach scheint Ihnen bei der Bearbeitung der Ueberblick des Ganzen gefehlt zu haben, und es scheint vielmehr aus einzelnen Theilen zusammengesetzt. Sollte eine fremde Hand mit geholfen haben? Ich glaube es nicht.

Nun zu den einzelnen Stücken.

Nr. 1. hat mir gefallen, sowie Ihr Zwischengesang und der Rachechor. Ebenso Nr. 2, was ich als gelungen betrachte. Nun kommt Theobald's Arie, Nr. 3. Das Launige gelingt Ihnen nicht, weder im Spiel noch in der Composition. Auch ist die scherzhafte Arie zu lang und hat zu viel Wiederholungen. Davon könnte der dritte Theil gestrichen werden. Was aber gar nicht ansprechen kann, ist das Duett Nr. 4, wo die Sängerin noch dazu in ihre unangenehme Manier des Ziehens der Töne kam. Auch fehlt dem Duett das Melodiöse. Man sieht, daß Sie die Gedanken des „Setz' dich nieder, liebe Emmeline" haben vermeiden wollen. Aber man spürt den Zwang. K.'s Ton fängt an unangenehm zu klingen, besonders in der Tiefe. Das Alles zusammen macht das Duett ohne Wirkung. Nun kommt die Arie Nr. 5, welche mich sehr befriedigt hat; auch trug sie Höfler nach Kräften vor, sowie man überhaupt dessen Bemühen, bei zum Theil geschwundenen Kräften, recht anerkennen muß. Das Duett Nr. 6 dünkt mir miß-

lungen. Wurde abermals nicht gut gesungen. Das Gebet machte es sehr gedehnt; in Summa, mich dauert die daran gewandte Mühe. Das Finale fängt gut an; da wäre das Gebet an seinem Platze, mehr als beim Duett. Ein so viel betender Ritter ist aber ein Fehlgriff.

Die Trinkscene könnte noch etwas lebendiger sein. Die folgenden Sätze haben unendliche Längen, wieder ein langes, langes Gebet, bei welchem, höchst unnatürlicher Weise, der Tyrann eine lange Weile ruhig zuhört und der Zuschauer ein Gleiches thut. Das Beten hört nicht auf und das Finale schließt ohne Effect. Woher kommt das, bei so viel Aufwand von Mitteln?

Der zweite Act fängt, wie in mehreren Opern zu hören, mit dem Hochzeitlied an, nur daß dieses abermals zu lange dauert. Endlich öffnet sich der Kreis und die Mädchen bringen die Geschenke, singen aber dabei auch viel zu lange. Vide Figaro. Der Tanz ist ein Lückenbüßer und hilft nicht Leben in diese Scene bringen. Die darauf folgende Arie, Nr. 9, hat mir gefallen, und würde sie mit besserer Stimme gesungen, würde sie noch mehr gefallen. Sie ist der Schatten zu dem Lichte der vorigen Scene. Nr. 10, die Arie des Ritters, enthält viel Gutes, ist aber wiederum viel zu lang. O junger Tonsetzer, lernen Sie streichen! Es geht den jungen

Dichtern ebenso. Das Duett Nr. 11 ist abermals zu lang und nicht gelungen zu nennen. Das Finale dürfte bei Wiederholungen sich besser machen. Aber, aber — der Feuerregen, der muß weg. Das ist ein unglücklicher Gedanke, ungerechnet den Dampf, den er im ganzen dritten Act zurückläßt. Ueberhaupt mißfällt mir der Schluß dieses Finale und ich würde rathen, ihn ganz umzuarbeiten.

Dritter Act. Nr. 13, ein Kirchenstück. Wenn des Gebetes nicht schon so viel wäre, möchte es drum sein. Die Nrn. 14, 15 sind mir nicht genug gegenwärtig. Nr. 16 würde, gut gesungen, sich gut machen. Nr. 17. Ihre Scene ist nicht ohne Wirkung und beweist abermals, daß Ihre Partie das Gelungenste ist. Auch der Anfang des Finale Nr. 18 ist gut. Nun kommen die Kampfscenen, die für mich niemals Interesse haben. Da ist freilich mancher Gedanke schon bekannt. Es mag wohl schwer sein, daß die Quelle der Phantasie drei Acte hindurch immer reich fließe, darum wäre ein kürzeres Stück besser gelungen. Aber Phantasie ist vorhanden, da mögen die Kritiker sagen was sie wollen. Auch recht interessante Instrumentirung. Machen Sie sich auf scharfe Federn gefaßt, aber nehmen Sie nicht übel, was man darüber sagt. Ich habe schon die Vögelchen ein bischen pfeifen hören, das thut aber nichts. Das alte Sprich-

wort vom Himmelfallen der Meister wissen Sie ja. Also, arbeiten Sie nur fort, aber bessere Texte, und beschneiden Sie an diesem Werk, soviel Sie können, so wird es seine Anerkennung schon finden, was mir große Freude machen soll, denn ich achte Sie sehr. Aber auch Ihre liebenswürdige Gattin (die vielleicht ein bischen mit geholfen hat?) ist mir theuer und werth und ich gönne ihr die Freude an dem Beifall des geliebten Gatten. Wenn ich kein Anonymus wäre, so ließe ich sie vielmals grüßen."

Der Brief ernüchterte mich auf eine nicht angenehme Weise, denn das Publikum hatte mir wirklich ungewöhnlichen Beifall gezollt, und ich war anfangs nicht wenig erbittert über diesen Anonymus; aber endlich sah ich doch ein, daß er vollkommen Recht hatte. Auch meine Frau war der Meinung, daß nur Rochlitz so mild und nachsichtig urtheilen konnte. Bei der Wiederholung der Oper, die nach mehreren Tagen erfolgte, hatte ich eine Menge Striche darin gemacht, es war dem Ding aber damit nicht auf die Beine zu helfen.

Marschner hatte seinen „Vampyr" beendet, und da er die Titelrolle für mich geschrieben, mußte ich ihm über alle Nummern, bei denen ich beschäftigt war, meine Ansicht aussprechen. Er verstand sich zu einigen Abänderungen, wodurch das Ganze im Vortrag wirksamer

wurde. Das große Recitativ des Vampyr machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, aber ich hatte nicht geringe Angst davor und konnte mich nicht enthalten, meinem Freunde Marschner zu sagen, daß von dem Vortrage dieser unvergleichlichen Nummer das Schicksal der Oper abhänge; gelänge es mir, hierin das ganze grause Bild dem Publikum recht ergreifend vor Augen zu führen, dann hätten wir beide gewonnen Spiel. Die Oper wurde am 29. März zum ersten Male gegeben und bis zum 8. Mai fünfmal bei dem enormsten Beifall und stets ganz gefülltem Hause wiederholt. Leider erkrankte unser einziger Tenorist Höfler — Vetter war bereits abgegangen — vor der Ostermesse, und Hofrath Küstner war gezwungen, noch vor dem Schlusse des Theaters einen Stellvertreter für denselben zu suchen, den er endlich in dem rühmlichst bekannten Tenoristen Binder von Prag fand. Dieser war auch so gefällig, den Aubry im Vampyr in kurzer Zeit einzustudiren. Binder war ein vortrefflicher Musiker und ausgezeichneter Sänger, der sich durch großes Studium eine hohe Tenorstimme geschaffen hatte, denn wie er mir selbst sagte, hatte er früher Baß gesungen. Dasselbe ist von Brizzi bekannt. Binder bewies mir, daß fis ein anderer Ton als ges sei, was er durch eine leichte Schwebung nach oben und umgekehrt nach unten hervorbrachte, wodurch

ein ganz wohlthuender Reiz entstand. Neben seinen außerordentlichen musikalischen Kenntnissen war er auch ein sehr liebenswürdiger Mensch, aber etwas leichtsinniger Natur. Die Aufgabe des Aubry sah er als zu gering an, sodaß er bei der Aufführung besonders in den Finalen sehr unsicher war und ihm von allen Seiten ausgeholfen werden mußte. Als wir nach der Vorstellung in unsere Garderobe kamen, rief er voll Zorn: „Das is ja ä sakrementsschweres Ding, das hätt' i ja gar nit gedacht. Aber schau'st, da leg i mei Part'n in den Schrank und schau kei Not'n mehr drin an, und wett'st, das nächste Mal sing i kan falschen Ton?" Er schloß richtig die Partie ein, aber das nächste Mal war es um nichts besser, und er konnte froh sein, daß er ein Meßpublikum vor sich hatte. Auch Frau Streit wurde noch verhindert in dieser Oper zu singen, es trat aber die höchst geschätzte Frau Marschner, geborene Wohlbrück, für sie ein.

So traf noch mancher unvorhergesehene Unfall den armen Küstner am Schluß seiner Unternehmung. Noch einen herben Verlust sollten wir alle durch den Tod unsers Collegen Stein erleiden. Stein starb an dem Tage, wo das Theater mit „Das Leben ein Traum" geschlossen wurde, dem nämlichen Stück, worin er als Sigismund — den nun Devrient für ihn spielte — so Großes

geleistet hatte. Tags vorher war ich noch bei ihm gewesen, hatte ihn voll der besten Hoffnung für seine baldige Genesung gefunden, aber nur mit Mühe die Thränen unterdrücken können, um ihn nicht aus seinem guten Glauben aufzuschrecken. Mit einem Druck der Hand und den Worten: „Gott stelle Deine Gesundheit wieder her und mögen wir uns froh wiedersehen", entfernte ich mich rasch. Ich wurde vom Hofrath Küstner aufgefordert, den Nachruf für ihn an seinem Grabe zu halten; da ich aber zu tief ergriffen war und meine Weichheit kannte, lehnte ich es ab.

Ueber unsere letzte Vorstellung lasse ich den Hofrath Küstner selbst sprechen.*)

„Nichts Passenderes konnte daher wohl zur letzten Vorstellung als das Calderon'sche Drama „Das Leben ein Traum" gewählt werden, welches so sinnvoll andeutet, daß alles Schöne wie ein Traum verschwindet. Diese betrübende und erhebende Wahrheit, die aus dem herrlichen Gedicht spricht, fand das Publikum in der empfänglichsten Stimmung, sie aufzunehmen, sie zu würdigen. Wie so ganz verschieden war diese Stimmung von der bei der Eröffnung der Bühne! Damals wie jetzt waren die Gemüther aufgeregt, gesteigert und dem

*) „Rückblick auf das leipziger Theater". (Leipzig 1830.)

Treiben des Alltagslebens enthoben, aber damals spannte sie Erwartung des Neuen, das da kommen sollte, damals erschütterte sie das gewaltige Schicksal der „Feindlichen Brüder", damals erfreute sie der glückliche Erfolg, die empfangene Hoffnung für die Zukunft. Jetzt erfüllte sie die Wehmuth, das durch zehn Jahre als das Ihrige Liebgewonnene zum letzten Male zu sehen, jetzt stimmte die poetische Moral des ruhigen, mehr contemplativen Calderon'schen Stücks zum Ernste, zum Entsagen, jetzt trübte das Wohlgefallen am Spiele die Aussicht, es zu verlieren; die Zukunft war ungewiß und trüb, Alles wies an die Erinnerung an. Als das Ende des Stücks sich nahte, als zum letzten Male der Vorhang aufrollte, der dann für immer die gern gesehenen Bilder verbarg und entzog, als Madame Genast am Ende des Stücks, von allen Kunstgenossen umgeben, vortrat, um in nachfolgendem Epiloge von Wendt die letzten Worte des Abschieds auszusprechen, stieg die Wehmuth der Zuschauer bis zur höchsten Rührung, und Thränen in Vieler Augen sprachen die innigste Trauer aus. Als die Sprecherin verstummte, sank der Vorhang; aber noch einmal mußte er in die Höhe, um das gesammte Personal zu zeigen, und Kränze und Blumen flogen auf die Scheidenden herab, wie auf die Gräber der Lieben. Noch einmal empfing ich eine mir schon mehrmals zu Theil gewordene

Auszeichnung; ein dreimaliges herzliches, allgemeines Hoch wurde, wie der Redner sagte, mir, als dem Spender so vieler geistigen Genüsse, gebracht. Tief ergriffen dankte ich für diese vielen Beweise von Liebe, die ich erhalten, nahm mit schwerem Herzen Abschied und bat um ein freundliches dauerndes Andenken."

Auch folgende schöne Strophe aus dem Wendt'schen Epiloge möge hier einen Platz finden:

Aus ist der Traum; das Spiel ist nun zu Ende —
O wär' es auch für Euch ein schöner Traum!
Wir reichen nun einander still die Hände,
Und bald verhallt sind diese Worte kaum,
So lassen wir mit Schmerz die trauten Wände
Und wandern dann zerstreut im weiten Raum;
Und sinkt zum letzten Mal der Vorhang nieder,
Ihr seht uns so, wir so Euch nimmer wieder.

Noch jetzt nennen die alten Leipziger die damalige Periode des Theaters unter Küstner die glänzendste.

Am 13. Mai reiste ich mit meiner Familie nach Magdeburg ab, und die von mir dahin engagirten Mitglieder, mein Schwager und meine Schwägerin ausgenommen, die zu einem Gastspiel nach Hamburg eingeladen waren und erst nach einigen Wochen in Magdeburg eintrafen, folgten mir sofort nach. Meine Geschäfte waren nicht gering, und ich mußte meine Aufstehstunde auf vier Uhr Morgens festsetzen und kam selten vor zwölf Uhr Nachts

zu Bett. Meine Mitglieder standen mir mit Fleiß und gutem Willen treulich bei. Es wurde wöchentlich fünfmal gespielt und in den elf Monaten meiner dortigen Leitung brachten wir siebenunddreißig theils neue, theils neu einstudirte Opern und Stücke aufs Repertoire. Das Publikum nahm großen Antheil an unsern Leistungen und die Mitglieder wurden mit Gastfreundschaft im gewöhnlichen Leben überhäuft.

Im Juni sollte ich meinen hochverehrten Landesherrn Karl August noch einmal sehen. Er war in seiner gewöhnlichen Reisedroschke in einem Tage nach Magdeburg gefahren und Abends gegen elf Uhr dort angekommen. Seine Begleiter waren der Major von Germar und der preußische Major von Geisau, ebenfalls Adjutant von ihm, beide Freunde und Gönner von mir. Der Großherzog wollte nur den darauf folgenden Tag, der eigentlich kein Theatertag war, in Magdeburg verweilen, darum ließ mich der Generallieutenant von Jagow schon früh um sechs Uhr durch den Major von Haak fragen und ersuchen, ob es nicht möglich sei, für den gnädigsten Herrn eine außerordentliche Vorstellung zu veranstalten. Ich sandte sogleich meine Diener zu dem Oberbürgermeister Franke und ließ fragen, ob die Herren vom Comité nichts dagegen hätten, wenn ich für den Abend eine Vorstellung ansetzte, und erhielt natürlich eine zustimmende

Antwort, denn überall war ja der unvergleichliche Fürst geliebt und geehrt. Darauf bat ich das ganze Personal um neun Uhr zu einer Versammlung ins Theater und setzte ein Repertoire von verschiedenen Stücken und Opern auf, welche ich selbst nach Stadt London, wo der Großherzog abgestiegen war, brachte, um es ihm zur Auswahl vorlegen zu lassen. Herr von Geisau bat mich ein wenig zu warten, da er mich dem Großherzog melden und dieser mich gewiß selbst sprechen wolle. So war es auch. Ich fand den verehrten Fürsten in seiner preußischen Generalsuniform am offenen Fenster stehen; unten vor dem Hause hatte sich eine große Menge Menschen versammelt und schwenkte, so oft er freundlich grüßend hinabschaute, die Mützen.

Aber wie verändert sah er aus! Grau war seine Gesichtsfarbe, sein Auge wie erloschen und seine Züge schlaff. „Komm näher", sprach er wohlwollend; „wir haben uns das letzte Mal in Fulda gesehen. Was macht Deine Frau und Schwägerin? Damals hattest Du einen kleinen Jungen, der schuld war, daß wir in Buttlar nicht zusammen übernachten konnten — hast Du seit der Zeit Zuwachs erhalten?"

„Noch zwei Mädchen", erwiderte ich, „und ein viertes Kind erwartet meine Frau in kürzester Zeit."

„Dann kann ich also Deine Frau heute Abend nicht

im Theater sehen, das thut mir leid. Grüße sie von mir!"

Darauf legte ich ihm das Repertoire vor. „Spielst Du den Barbier von Sevilla?" Ich bejahte. „Dann gib diese Oper, ich möchte gern sehen, was Du geworden bist, da ich manches Rühmliche von Dir gehört habe."

Freundlich entließ er mich, und ich war über seine Gnade hoch erfreut. Herr von Jagow hatte die Güte gehabt mich zur Tafel mit einzuladen, ich mußte aber wegen meiner Geschäfte im Theater die Ehre ablehnen. Der Oberbürgermeister Franke erzählte mir darüber, daß die Tafel um zwei Uhr befohlen gewesen wäre, die ganze Generalität und einige hohe Staatsbeamte hätten um den hohen Gast herum gesessen, als dieser plötzlich neben Jagow eingeschlummert wäre. Um nicht zu stören, hätte sich die Versammlung volle zwei Stunden lang still und regungslos verhalten, endlich hätte der Großherzog die Augen aufgeschlagen und gesagt: „Ich glaube gar, ich habe geschlafen? Bitte um Verzeihung, meine Herrn! Wenn's Zeit zu Tische ist, Jagow, so wollen wir gehen!"

Um sieben Uhr sollte die Oper beginnen, aber erst um acht Uhr kam der Großherzog, der von dem zahlreich versammelten Publikum, trotz des langen Wartens, mit

einem ungeheuern Jubel empfangen wurde. Im Zwischenact kam er mit Jagow und dem Minister von Kleewitz, nachdem er dessen Gemahlin einen Besuch in ihrer Loge gemacht, auf die Bühne mit den Worten: „Ich muß mir Euer Theater doch einmal ansehen!“ Da war er wieder der kräftige Greis mit rothen Wangen, frisch in Sprache und Haltung. Nachdem ich ihn herumgeführt, sagte er: „Höre, das ist eine schlechte Bühne, da ist ja hinter den Coulissen gar kein Raum! Ihr müßt Euch ein anderes Theater bauen!“ Ich erwiderte in Gegenwart des Generals von Jagow und des Ministers von Kleewitz: „Ja, Königliche Hoheit, ich habe das den Excellenzen auch schon gesagt, aber den Bescheid erhalten, daß weder Geld noch ein Platz dazu da wäre!“ — „Das ist leider wahr!“ bestätigten beide Herren. Der Großherzog sagte nun noch, daß ich ihm, wie überhaupt das ganze Ensemble, gefallen, und daß es ihm leid thäte, das Ende nicht abwarten zu können, da er zu ermüdet sei.

Das war das letzte Mal, daß ich meinen gütigen Landesfürsten sah. Ungefähr vierzehn Tage danach kam der Major von Haak, abermals schon früh um sechs Uhr, an mein Fenster und brachte mir die Nachricht, daß der Großherzog todt sei.

Da die Stadt Leipzig während der Messe nicht gut ohne Theater sein konnte, so wandte sich der dortige

Magistrat an mich mit der Anfrage, ob ich wohl das magdeburger Theatercomité bestimmen könnte, die Gesellschaft auf sechs Wochen der Stadt Leipzig abzutreten. Der Antrag wurde nach allen Seiten hin beleuchtet und vor allem die Kosten erwogen, die sich auf mindestens 7000 Thaler beliefen.

Ich fuhr mit dem Domänenrath Apel nach Leipzig, um mit dem Magistrat über diese Angelegenheit mündlich Rücksprache zu nehmen. Die Herren bewilligten uns freies Theater nebst Decorationen und Maschinerien. Der Contract wurde unter solchen günstigen Bedingungen auf sechs Wochen festgestellt und von beiden Seiten unterschrieben. Bei unserer Zurückkunft setzte ich alle Schneiderkräfte in Bewegung, um neue Garderobe anzuschaffen, denn mit der ärmlichen, welche die magdeburger Bühne aufzuweisen hatte, durften wir in Leipzig nicht erscheinen. Die Herren schüttelten gewaltig die Köpfe, denn unser Kostenaufwand steigerte sich dadurch um 2500 Thaler; allein man hatte A gesagt, nun mußte man auch B sagen, um den Anstand des Theaters zu wahren. Von mir wurde die Bedingung gestellt, daß eins der Comitémitglieder mich begleite, um die Kasse zu überwachen, wozu mir keine Zeit blieb.

Die Mitglieder, welche schon unter Küstner gedient hatten, wurden mit ungeheurem Jubel von den Leipzigern

und auch von den Meßfremden, die uns aus der guten Zeit noch kannten, begrüßt. Wir machten sehr gute Geschäfte, da ich aus tüchtigem Alten und Neuen ein gutes Repertoire hinstellte und auch die noch nicht gekannten Mitglieder den Beifall des Publikums fanden.

Am Schlusse unserer Vorstellungen stellte sich eine Einnahme von ca. 16,000 Thalern heraus, wogegen unsere gesammte Ausgabe nur 11,000 Thaler betrug. Mit vergoldeten Lorbeeren kehrte die Gesellschaft nach Magdeburg zurück, und nachdem alle Rechnungen ins Reine gebracht waren, erhielt ich ein liebenswürdiges Danksagungsschreiben von dem Comité, dem 500 Thaler beigefügt lagen, um meine viele Arbeit und Mühe zu lohnen.

Mein väterlicher Freund, der Kammerrath G., hatte den Plan gefaßt, das leipziger Stadttheater in ein zweites königliches Hoftheater zu verwandeln und, da er in hohem Ansehen bei der königlichen Familie stand, bereits Rücksprache mit dem Minister von Einsiedel genommen und mich demselben als Leiter vorgeschlagen. Er setzte mich bei meiner Anwesenheit in Leipzig davon in Kenntniß, und mit Freuden ging ich auf seinen Plan ein. Ich machte mich auf einen Tag frei und fuhr mit untergelegten Pferden mit G. nach Dresden, wo er mich den andern Tag dem Geheimrath von

Lüttichau vorstellte. Wir entwarfen einen Etat, der sich auf 56 — 60,000 Thaler belief, und für mich und meine Frau schloß ich vorläufig einen Interimscontract ab. Obgleich meine Frau sich ebenfalls sehnte, nach Leipzig zurückzukehren, so war sie doch nicht einverstanden, daß ich eine solche Stellung dort einnähme, die mich meinem häuslichen Leben und meiner Familie ganz entzöge; aber ich glühte bei dem Gedanken, in die Fußtapfen Küstner's zu treten und wo möglich ein ebenso tüchtiges Ensemble herzustellen. Ich hatte nun Mitglieder für das neu errichtete Hoftheater zu engagiren, und natürlich waren die besten Talente der magdeburger Bühne die ersten. Da ich aber dieser ihre besten Kräfte entzog, so war ich verpflichtet, dieselben durch andere Engagements zu ersetzen. Bei der deshalb nöthig gewordenen ausgebreiteten Correspondenz stand mir meine gute Frau getreulich zur Seite und wurde mein Secretär. Zu gleicher Zeit nun kam auch von meinem alten Freunde, dem Kapellmeister Hummel, im Auftrag des Oberhofmarschalls von Spiegel, der Intendant des großherzoglichen Theaters in Weimar war, ein lebenslänglicher Engagementsantrag, da unser Beider Fächer durch den Abgang der Frau von Heygendorf und Stromeyer's erledigt waren. Mein Sinn stand zwar nach Leipzig, doch meine Frau war so glücklich in dem Gedanken, daß wir für unsere ganze Lebensdauer nach mei-

ner auch ihr theuer gewordenen Vaterstadt übersiedeln sollten; die bescheidenere, aber gesicherte und nur der Ausübung unserer Kunst gewidmete Existenz erschien ihr so viel geeigneter und wünschenswerther für uns Beide, als die mir in Leipzig gebotene, allerdings in jeder Hinsicht glänzendere, daß ich mich vorläufig wenigstens entschloß, das Gastspiel in Weimar anzunehmen. So reisten wir im Januar 1829 nach Weimar und hatten das Glück, dem Großherzog und dem Publikum bei unserm Gastspiel zu gefallen, worauf uns ein lebenslängliches Engagement mit einem für den Etat des Hoftheaters ansehnlichen Gehalt geboten wurde. Gleichzeitig drängte mich freilich Herr von Lüttichau zur definitiven Entscheidung auf seine wahrhaft glänzenden Anträge, indessen die Freude, wieder in meiner Heimat, bei meinem guten Vater, in der Nähe Goethe's zu sein, die Huld, die uns von dem großherzoglichen Hause, das Wohlwollen, das uns von so vielen alten Freunden und dem Publikum zu Theil wurde, dazu die Bitten meiner Frau — alles das bestimmte mich, den weimarschen Antrag anzunehmen.

Auch jetzt noch, nach zweiunddreißig Jahren, kann ich sagen, daß ich diesen Entschluß nie bereut, daß ich in meiner alten Vaterstadt eine neue, glückliche und mir theure Heimat gefunden habe.

Achtzehntes Kapitel.

Abschied von Magdeburg. — Auftreten in Weimar. — Das Theaterpersonal und sein Vorstand. — Musikfest in Nordhausen. — Kapellmeister Hummel. — Das Theater in Sondershausen. — Goethe's Geburtstag. — „Die Stumme von Portici".

Ich mußte dem magdeburger Comité sehr dankbar sein, daß es mir so freundlich den Urlaub zu der Reise nach Weimar bewilligt hatte, und bemühte mich, durch um so größere Thätigkeit in den letzten Monaten meines Dortseins meine Gesinnung zu beweisen. Ehe ich von Magdeburg schied, hatten die ersten und reichsten Familien den Entschluß gefaßt, mir und meiner Frau einen zehnjährigen Contract unter denselben Bedingungen und unter ihrer Garantie anzubieten; besonders war auch der Minister von Kleewitz mein äußerst wohlwollender Gönner, zog uns oft in sein Haus, und seine Gemahlin hatte eine Vorliebe für meine Frau gefaßt — aber

unser Weggang war beschlossene Sache und wir sehnten uns jetzt gleich sehr nach unserer neuerwählten Heimat.

Nach zwölfjähriger Abwesenheit kehrte ich in meine Vaterstadt zurück und betrat als engagirtes Mitglied zum ersten Male am 20. April als Vampyr die Bühne, meine Frau am 22. als Prinzessin im „Tasso".

Wir fanden ein herrliches Ensemble. Die alten Schüler Goethe's, Graff, Haide, Lortzing, waren noch ziemlich kräftig. Oels hatte am Schmelz seines Organs nichts verloren, und es war ein wahrer Hochgenuß, ihn, den unübertrefflichen Rhetoriker, in den Raupach'schen „Hohenstaufen" zu hören und zu sehen. Durand hatte sich in seiner Kunst sehr vervollkommnet und spielte eifersüchtige Ehemänner mit vollendeter Wahrheit und sprudelndem Humor; darin war er Wolff weit überlegen, während er ihm in der Tragödie nicht weit nachstand. Laroche war, was das Charakterfach im Lustspiel anlangt, wohl das bedeutendste Talent der weimarschen Bühne. Ganz unübertrefflich war er in den Angely'schen Vaudevilles. Wo lebte der Schauspieler, der ihn darin nur annähernd damals erreichen konnte? Welch eine ausgezeichnete Leistung war sein Mephistopheles im „Faust". Ich habe diese Rolle nie vortrefflicher spielen sehen. Auch in der Tragödie leistete er Anerkennungswerthes,

obgleich diese nicht der Boden war, worauf er sich so frei und natürlich bewegte. Seidel war ein ganz ausgezeichneter Komiker, und Rollen, wie Habakuk im „Alpenkönig", Valentin im „Verschwender" und besonders sein „Bauer als Millionär", waren ganz vortreffliche Charakterbilder. Frau Durand (früher Engels) und Frau Seidel waren beide höchst verdienstvolle Schauspielerinnen, Fräulein Lortzing eine jugendliche Liebhaberin, mit einem wunderschönen Organ und reizender Persönlichkeit, wie man wenige auf der deutschen Bühne fand. Ihr Gretchen im „Faust" war ein Bild voll Seele und Unschuld und namentlich dadurch vortheilhaft ausgezeichnet, daß sie es in diesem Charakter bis zum Schluß durchführte, auch in der Kerkerscene nicht zur tragischen Heroine werden wollte. Die Oper hatte allerdings in Stromeyer den trefflichsten Bassisten jener Zeit verloren, besaß aber in Moltke einen lyrischen Tenor mit einer Stimme, die man zu den schönsten zählen konnte. Buffo- und zweite Baßpartien waren durch Laroche und Franke*)

*) Franke zeichnete sich später als ein ganz tüchtiger Künstler aus. Treffliche Leistungen waren und sind noch jetzt von ihm: Leporello, Basilio im „Barbier von Sevilla", van Beet in „Zar und Zimmermann", Schlosser im „Maurer", Wirth in „Johann von Paris", Müller im „Reisenden Studenten", Lerse im „Götz von Berlichingen", Just in „Minna von Barnhelm", Schuster im „Lumpacivagabundus" 2c.

sehr gut besetzt. Frau Eberwein sang und spielte Rollen wie Klytämnestra, Elvira im „Don Juan“ rc. sehr brav. Fräulein Schmidt übertraf in Partien wie Zerline, Rosine rc., besonders im Spiel, manche berühmte Sängerin. Ein sehr guter Chor von zweiunddreißig Stimmen und ein treffliches Orchester, an dessen Spitze unser unvergeßlicher Hummel stand, waren in würdigem Einklang mit dem Ganzen. Der Oberhofmarschall von Spiegel behielt als Intendant die strenge, fast pedantische Ordnung bei, die von Goethe eingeführt worden war. Kein Schauspieler durfte im Mantel oder mit bedecktem Haupte probiren, wenn es nicht seine Rolle mit sich brachte. Der Oberhofmarschall selbst nahm seinen Hut ab und stand, bei jeder Probe gegenwärtig, im Frack am Souffleurkasten. Er sprach nie in die Anordnungen des Regisseurs auf der Bühne; hatte er ja diesem eine Bemerkung zu machen, so geschah es unter vier Augen; er schloß nie ohne Zustimmung seiner Regisseure ein Engagement ab, machte diese aber dann auch mit verantwortlich, wenn ein Fehlgriff begangen worden war.

Schon in Magdeburg war ich vom Bürgermeister Franke zu dem bevorstehenden Musikfeste in Nordhausen, welches im Juni stattfinden sollte, im Auftrage des Comités eingeladen worden. An Hummel und Karl

Eberwein waren ebenfalls Einladungen ergangen. Wir kamen alle drei denselben nach und fuhren in Begleitung des ältesten Sohnes von Hummel den musikalischen Genüssen in Nordhausen entgegen. Die Stadt war äußerst belebt und von fremden Gästen angefüllt; die größten musikalischen Berühmtheiten hatten sich eingefunden. Spohr leitete die Orchesterstücke, Friedrich Schneider sein Oratorium, die „Sündfluth“. Chor und Orchester waren aufs stärkste besetzt. Das Quartett bestand aus 50 Geigen, 25 Bratschen, 20 Celli und ich glaube aus eben soviel Contrabässen. Die Blasinstrumente waren verhältnißmäßig vertreten. Einen wahren Hochgenuß gewährte die Ouvertüre zu „Egmont“ von Beethoven, unter der Leitung Spohr's; nicht minder das Violinenquatuor von Maurer, vorgetragen von den Componisten Wiele, Müller und Spohr. Dann muß ich noch den unvergeßlichen Virtuosen Queißer erwähnen, der ein Concert auf der Baßposaune blies, welches allgemeinen Enthusiasmus erregte. Vier genußreiche Tage verlebten wir in Nordhausen, am fünften war der Wagen schon vorgefahren, uns nach Sondershausen zu bringen, wo auf Befehl des Fürsten, Hummel zu Ehren, die „Zauberflöte“ aufgeführt werden sollte. Bevor wir aber die Reise antreten durften, mußten wir noch eine furchtbare Schlacht mitmachen,

bei der nicht weniger als vierundzwanzig Hälse gebrochen wurden. Zwei Kürassieroffiziere, die ich von Magdeburg her sehr gut kannte, luden mich und meine drei Reisegefährten ein, ihnen bei einem Kampfe mit zwei behelmten Gegnern — ein Paar Flaschen vortrefflichem Champagner — beizustehen. Als diese Feinde mühelos von uns besiegt worden waren, stiegen Hummel, sein Sohn und Eberwein in den Wagen, ich wollte, nachdem ich meinen Freunden Lebewohl gesagt, ihnen eben folgen, als ein böser Dämon in Gestalt des Lieutenants von M. mich am Rockschoß hielt und mir verführerisch die Worte ins Ohr flüsterte: „Herzensjunge, man noch eine Flasche am Wagen.“ — „Muckerl!“ (Nepomuk) rief ich Hummel zu, „wollen wir noch eine trinken?“ — „Ja, warum denn nicht!“ war die Antwort. Zu uns lustigem Corps gesellten sich die Musikdirectoren Grund und Knop aus Meiningen und es wurde nun noch mehr als eine Flasche getrunken, jedoch keine vollständig, sondern die Neige erhielt stets der Schwager auf dem Bocke, welcher austrinken, einen Tusch blasen und die Flasche dann hoch in die Luft werfen mußte. In gleichem Verhältnisse mit unserer Heiterkeit nahm auch die Zuschauermenge auf dem Platze zu, der zu Ehren wir das Lied anstimmten: „Das ganze Dorf versammelt sich!“ Endlich, als wir noch zweiundzwanzig behelmte Pechprinzen zu Boden

geworfen, bestieg auch ich mit schwerem Kopfe den Wagen. Als wir abfuhren, erschallte hinter uns her: „Es ritten drei Schneider zum Thore hinaus.“ — „Musikanten, meine Herren, Musikanten; verwechseln Sie die Handwerke nicht!“ schrie ich zurück.

In Sondershausen angekommen, suchten wir alle sogleich eine ruhige Schlafstätte, um unsern Rausch auszuschlafen. Eine Tasse guter Kaffee, den wir in der Gaststube alsdann einnahmen, brachte uns wieder in Ordnung. „Da steht ja auch ein Instrument, das müssen wir doch probiren“, sagte Hummel. Es war ein alter abscheulicher Kasten in Flügelform, aber Hummel lockte Töne daraus hervor, die uns bezauberten. Nur ein Gast noch, ein langer hagerer Mann mit weißen, schlicht herabhängenden Haaren, war in der Stube gegenwärtig. Zuerst nahm er keine Notiz von uns, als Hummel aber zu phantasiren anfing und eine Bach'sche Fuge mit hineinwebte, wurde er aufmerksam und stellte sich neben mich ans Klavier. Endlich fragte er: „Wer ist denn der herrliche Mann?“ — „Das ist der Kapellmeister Hummel“, antwortete ich und sah dabei, wie dem Fremden die Thränen über die Wangen rollten. „Ich habe mir's doch gedacht, es konnte auch kein Anderer sein!“ sagte der Mann mit

verklärtem Gesicht. Es war ein Cantor aus der Nachbarschaft, der auch dem Musikfeste beigewohnt hatte. Ihm zu Liebe setzte Hummel sein Spiel noch eine Zeit lang fort.

Um sechs Uhr gingen wir ins Theater, wo wir in der Mittelloge unsere Plätze erhielten. Ich hatte so Manches über die dortigen Gebräuche gehört und war sehr begierig, mich zu überzeugen, ob sich die Sache so verhielt. Daß der Fürst jedem Gast eine Pfeife überreichen lasse, daß Bier zwischen den Acten servirt werde, fand ich nicht bestätigt. Aber der Fürst rauchte während der Vorstellung seine Pfeife. Sämmtliche Beamten- und Bürgerfrauen saßen im Parterre und auch in den Logen mit Strickstrümpfen. Das Orchester war vortrefflich und auch die Sänger gut. Wir beabsichtigten am andern Tage bei Zeiten abzureisen; da aber der Oberstallmeister von Weiß, den wir schon beim Musikfest hatten kennen lernen, uns gern bei sich sehen wollte, lud er uns für den andern Morgen um neun Uhr zu einem Frühstück ein. Wir nahmen die ebenso freundliche als seltsame Einladung an und waren nicht wenig erstaunt, die ganze sondershäuser Aristokratie zu der ungewohnten Stunde bereits versammelt und statt eines Kaffeetisches ein höchst luxuriöses Mittagessen vorzufinden. Hummel war natürlich der Magnet gewesen, der diese

glänzende Gesellschaft herbeigezogen hatte, und in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit ließ er sich auch nicht lange bitten, sondern setzte sich an den Flügel und riß Alles durch sein einziges Spiel zur Bewunderung hin. Später sang auch ich einige Lieder und mit der sehr musikalischen, talentvollen Frau von Weiß, die eine sehr schöne Stimme besaß, zwei Duos. Die Sache zog sich in die Länge und wir fürchteten, sehr spät nach Weimar zu kommen, aber der Oberstallmeister gab uns das Versprechen, daß wir um sieben Uhr Abends dort eintreffen sollten, und er hielt Wort, denn er hatte aus dem Marstall Relais legen lassen.

Den Sommer verbrachte ich mit meiner ganzen Familie in Berka, einem kleinen, aber höchst angenehmen Badeorte mit einer balsamischen Fichtennadelluft. Meiner Frau und mir that die Ruhe nach dem arbeitsvollen Winter sehr gut.

Zu Goethe's Geburtstag wurde das Theater in Weimar mit „Faust" wieder eröffnet. Er selbst hatte sich um die Bühnenbearbeitung seines Werkes nicht weiter bekümmert, als daß er sich mit der Klingemann'schen einverstanden erklärt und Riemer Machtvollkommenheit zu einigen Abänderungen übertragen hatte. Laroche war, wie schon bemerkt, ein ganz vortrefflicher Mephisto, die

Schülerscene gab er unnachahmlich schön. Sehr brav war Durand als Faust, nicht minder Fräulein Lortzing als Gretchen, die in ihrer schlichten Natürlichkeit, die sie auch in der Wahnsinnsscene beibehielt, außerordentlich wirkte. Eberwein hatte eine sehr sinnige, ansprechende Musik dazu geschrieben.

Vor Schluß des Jahres kam noch „Die Stumme von Portici" aufs Repertoire, worin meiner Frau die Fenella und mir der Masaniello zugetheilt war. Obgleich Hummel hierbei ein wahres Meisterstück von Punktation in der Gesangspartie gemacht, denn er hatte die Tenor- in eine hohe Baritonlage umgewandelt, ohne dabei eine Note im Orchester zu verändern, sträubte ich mich doch gewaltig, diese Rolle zu übernehmen. Es blieb aber nichts übrig, wenn die Oper gegeben werden sollte, als daß ich mich endlich, obschon mit großer Unlust, dazu entschloß. Die Oper machte außerordentliches Glück und brachte der Kasse einen reichen Gewinn, da die Fremden von allen Orten Thüringens dazu herbeiströmten. Die Fenella wurde eine Glanzrolle für meine Frau. Ihre Pantomime war so treffend, daß sie der Worte entbehren konnte, wobei ihr schönes Auge, das alle Seelenempfindungen aussprechen konnte, ihr sehr zu statten kam. Der Professor Oskar Bernhard Ludwig Wolff schrieb folgendes Gedicht über ihre Leistung:

Wer so, wie Du, des Lebens ernstes Walten
Erfassen kann im Strahlenschein der Kunst,
Vermag die Zauberbilder festzuhalten
Der Poesie in ihrer reichsten Gunst —
Was können dem die armen Worte bringen?
Sie führen Ausgesprochnes nur zurück.
Die Kunst trägt Dich empor auf ihren Schwingen,
Und in ihr selbst trägst Du das reinste Glück.
Das Schicksal kann Dir nimmer Beides rauben,
Denn wer, wie Du, so echt und rein verband
Kunst, Poesie und Tugend, Liebe, Glauben,
Dem wird das Himmelreich zum Vaterland.*)

---

*) Jawohl ist sie jetzt zu diesem Vaterland zurückgekehrt; Gott hat sie von meiner Seite genommen; so darf ich auch von der ehrenden Anerkennung sprechen, die ihr hier zu Theil wurde.

Neunzehntes Kapitel.

Der Tod der Großherzogin-Witwe. — Wilhelmine Schröder-Devrient und ihr Besuch bei Goethe. — Reise nach Breslau. — Laube, Steffens, Max. — Das Riesengebirge. — Leipzig.

Am 13. Februar 1830 starb unsere allverehrte Großherzogin Louise und wurde nach ihrer Bestimmung ohne alles Gepränge früh um 5 Uhr in der Fürstengruft an der Seite ihres ihr vorangegangenen Gemahls Karl August beigesetzt. Das Theater wurde, weil die hohe Frau es so verlangt hatte, nur auf drei Wochen geschlossen.

Wilhelmine Schröder-Devrient besuchte auf ihrer Kunstreise nach Frankreich auch Weimar. Der Herr von Spiegel wünschte sehr, sie auftreten zu lassen, aber sie hatte für die Rolle dreißig Louisdor verlangt, und das ging über unsere finanziellen Kräfte. Auf Wunsch des Intendanten trat ich als Vermittler ein; ich legte meiner lieben Freundin die Verhältnisse dar und sie verstand sich nun ohne weiteres dazu, fast mit dem dritten

Theile ihrer ursprünglichen, im Hinblick auf ihren Ruf auch keineswegs übertriebenen Forderung sich zu begnügen. Sie stellte nur zwei Bedingungen, eine an den Intendanten, daß die Rollen rasch aufeinander folgten, weil sie zum 1. Mai in Paris eintreffen müsse, und eine an mich, ihr die Bekanntschaft mit Goethe zu verschaffen.

Voll Freude eilte ich erst zu Herrn von Spiegel, um ihm die gute Nachricht zu bringen, und dann zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle? „Es wird mich freuen, diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen", erwiderte er. Ich fragte ihn noch, ob sie ihm etwas vorsingen dürfe, da er ja wegen der Trauer das Theater nicht besuche. „Das wird meine Freude nur noch erhöhen", sagte er. Ich bemerkte, daß er dazu keinen Accompagnisten bestellen möge, dieses Amt könne meine Frau übernehmen, und er versetzte lächelnd: „Ei sieh, da lerne ich ja ein weiteres Talent an Deiner lieben Frau kennen."

Am andern Tage empfing er die Devrient höchst freundlich und liebreich. Sie sang ihm unter anderm auch die Schubert'sche Composition des „Erlkönig" vor, und obgleich er kein Freund von durchcomponirten Strophenliedern war, so ergriff ihn der hochdramatische

Vortrag der unvergleichlichen Wilhelmine so gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und sie mit den Worten: „Haben Sie tausend Dank für diese großartige, künstlerische Leistung!“ auf die Stirn küßte; dann fuhr er fort: „Ich habe diese Composition früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber so vorgetragen gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bild. Auch Ihnen, meine liebe Frau Genast“, wandte er sich zu meiner Frau, „danke ich für Ihre charakteristische Begleitung.“

Wilhelmine war entzückt über sein Lob und über die Aufnahme, die ihr von ihm wie von seiner Schwiegertochter zu Theil geworden war. Beim Nachhausefahren sagte sie: „Das ist der schönste alte Mann, den ich je gesehen, in den könnte ich mich sterblich verlieben.“

Sie trat zweimal als Emmeline in der „Schweizerfamilie“, sowie als Rezia im „Oberon“ und als Lenore im „Fidelio“ auf und wurde stets vom Publikum mit Beifall überschüttet. Der Culminationspunkt ihrer Leistungen war unstreitig der Fidelio. Welche Künstlerin hätte sie in dieser Rolle jemals erreicht, geschweige denn übertroffen; weder im Spiel noch im Gesang, denn beide verwebten sich harmonisch ineinander und führte so ein Bild der Vollendung vor die

Augen, wie es nie dagewesen. Von Paris, wo sie neben der Malibran und Pasta mit großem Glück auftrat, schrieb sie mir unter anderm über diese beiden Sängerinnen: „Die Pasta ist bei weitem nicht so groß als ihr Ruf, aber die Malibran tausendmal größer. Das ist eine Künstlerin, vor der man niederknieen muß."

Einer Aufforderung des Directors Piehl folgend, reisten wir im Juni 1830 nach Breslau zu einem abermaligen Gastspiel und wurden von unsern Freunden und dem Publikum mit der alten Liebe und großer Auszeichnung empfangen. Auf Verlangen mußten wir früher gegebene Stücke, wie „Minna von Barnhelm", „Das Räuschchen" und „Donna Diana", wiederholen. Obgleich der „Vampyr" von Marschner nicht so gefallen hatte, wie er es verdient, so stand er doch mit auf meinem Repertoire. Von mehreren Seiten, besonders von meinem alten Freund Mosevius, wurde ich gebeten, von dieser Wahl abzustehen, aber ich blieb dabei. Daß dieses Meisterwerk meines Freundes in dem kunstsinnigen Breslau ohne besondern Beifall gegeben worden war, wollte mir gar nicht einleuchten, nur eine mangelhafte Aufführung konnte die Schuld davon tragen. Ich hielt es für meine Pflicht, wenigstens zu versuchen, dem Publikum eine bessere Meinung von dieser Oper beizubringen, und es gelang mir vollkommen, nachdem ich sie

anders in Scene gesetzt und die Tempi so, wie sie der Componist haben wollte, angegeben hatte. Die „Stumme von Portici" wurde allgemein verlangt und so mußte ich auch dort in den sauern Apfel beißen. Bei den sechsundzwanzig Vorstellungen, die wir gaben, war das Haus stets gefüllt, sodaß neben dem Ruhm auch der materielle Lohn nicht ausblieb.

Karl Herlossohn hatte mir einen Brief an den damals noch nicht in weitern Kreisen bekannten Heinrich Laube mitgegeben. Die Bekanntschaft und der öftere Verkehr mit dem ebenso talentvollen und unterrichteten als liebenswürdigen jungen Manne wurde mir höchst lieb und werth und trug nicht wenig zu der Annehmlichkeit meines breslauer Aufenthalts bei. Als ich auf meiner Rückreise über Leipzig mit Leopold Voß zusammentraf und dieser gegen mich erwähnte, daß er für seine Zeitung, „Die elegante Welt", einen tüchtigen Redacteur suche, machte ich ihn auf meinen jungen breslauer Freund aufmerksam, und bald darauf nahm Laube die genannte Stelle ein.

Ein Mittagessen bei dem Buchhändler Max war für mich höchst interessant, da ich dabei den Professor Steffens, den ich bei meiner ersten Anwesenheit in Breslau nur flüchtig gesehen hatte, näher kennen lernen sollte. Höchst drollig erzählte er uns seinen

ersten Besuch bei Goethe. Goethe habe ihn mit sehr stolzer Haltung und einem ernsten Gesicht empfangen, aus dessen Zügen die Absicht hervorgeleuchtet habe, den Besucher etwas auf die Probe zu stellen, weß Geistes Kind er sei. Er müßte das Examen gut bestanden haben, denn Goethe wäre immer freundlicher und das Gespräch immer lebhafter geworden. Ich erzählte dann noch einige Züge von Goethe, die das Interesse der Gesellschaft wohl in Anspruch nehmen konnten.

Max wünschte sehr, die nächste Ausgabe der Goethe'schen Werke zu verlegen, und beauftragte mich, mit Goethe darüber zu sprechen und ihm in seinem Namen ein Gebot von 110,000 Thalern zu thun. Als ich nach meiner Heimkehr mich des Auftrags entledigte, dankte Goethe freundlich, ging aber nicht darauf ein, sondern meinte, er wolle, trotz der lockenden Anerbietung, seinem alten und bewährten Verleger treu bleiben.

Da ich abermals sehr gute Geschäfte in Breslau gemacht hatte, beschloß ich, meiner Frau und meinem achtjährigen Knaben, den ich bei mir hatte, das Riesengebirge zu zeigen. Ich ließ meine Frau und den Knaben abwechselnd auf die Riesenkoppe tragen. Die Aussicht aber machte auf uns nicht den Eindruck, den wir erwartet hatten; denn was für einen Genuß hat man davon, wenn es heißt: Sehen Sie dort den dunkeln Fleck? Das

ist Breslau; der Berg dort ist der Milleschauer u. s. w. Der einzige überraschende Blick ist der Riesengrund, in den man senkrecht wohl gegen zweitausend Fuß hinabsieht. Dagegen waren wir über das Panorama auf dem Kynast ganz entzückt, und zugleich ist die Ruine vielleicht die imposanteste, die ich, außer der heidelberger, je gesehen habe.

In Dresden übernachteten wir nur, um mehrere Tage in Leipzig bei unsern Freunden zu verleben. Man wünschte uns dort auch auf der Bühne zu sehen, und Remie, dem nach meinem Rücktritt die Leitung des Theaters übertragen worden war, schrieb sofort an Herrn von Lüttichau und erbat sich dessen Genehmigung, die dieser, trotzdem daß er mir zürnte, rasch ertheilte. Wir konnten nur einmal auftreten, da unser Urlaub zu Ende ging, und so gab man denn auf vielseitigen Wunsch die „Stumme von Portici", worin ich den Masaniello und meine Frau die Fenella spielte. Das Theater war, trotz der ungeheuern Hitze so voll, daß man die Logenthüren nach den Corridors öffnen mußte. Wir wurden vom Publikum sehr lebhaft empfangen, und außer den Ehren, die uns im Theater zu Theil wurden, brachten uns die Studenten nach der Vorstellung noch ein Vivat.

Zwanzigstes Kapitel.

Mein Gespräch mit Goethe über „Götz von Berlichingen". — Die Milder. — Seydelmann. — Ludwig Devrient. — Meines Vaters Tod.

In Weimar wieder eingetroffen, fanden die Vorbereitungen zu „Götz von Berlichingen" statt, womit das Theater an Goethe's Geburtstag wieder eröffnet wurde. Er wohnte der Vorstellung, wie sehr ich ihn auch bat, nicht bei, weil eben sein Geburtstag war und er in seinem hohen Alter Acclamationen vermied. Den andern Tag ging ich zu ihm, um ihm den Erfolg mitzutheilen. Er sagte: „Nun, ich habe schon von Eckermann viel Gutes über Deinen Götz gehört! Du sollst Dich sehr wacker gehalten haben. Die letzte Redaction dieses Schauspiels, die ich eigentlich auf Veranlassung Schiller's unternommen habe, will mir durchaus nicht behagen. Durch die Hinweglassung des bischöflichen Hofs wird das Ganze nur eine Ritterkomödie, und meine ursprüng-

liche Idee, das damalige Hof- und Ritterleben zu schildern, zerspaltet sich. Man könnte wohl den Versuch machen, es in der Form wieder zur Darstellung zu bringen, in der ich es im Jahre 1809 dem Publikum vorführen ließ!"

Als ich entgegnete, daß, wenn er sich entschließen wollte, die Redaction davon zu übernehmen, der Herr von Spiegel mit großem Dank seine Gabe empfangen werde, versetzte er: „Nun, das könnte wohl geschehen, wenn sich Zeit und Gelegenheit dazu fände."

Man war im Theater sehr rührig und gab manches anerkennungswerthe Neue, unter anderm auch den „Zeitgeist" von Raupach, der außerordentlich ansprach und worin Laroche als Schelle ganz unübertrefflich war. Ich spielte den Junker Kasper; Lortzing als Herr von Alp und unser trefflicher Komiker Seidel als Schulmeister waren beide ausgezeichnet. Die Frau Großherzogin Maria Paulowna befahl das Stück öfters, denn nach des Tages Ernst und Mühen liebte sie es, zuweilen sich Abends eine heitere Unterhaltung zu gönnen. So sagte sie einst bei einem Hofconcert zu mir: „Ich erfreue mich stets an Ihren Darstellungen in Schauspiel und Oper, aber Ihr Junker Kasper und Ihr Dorfbarbier amüsiren mich höchlichst."

Auch an Gästen fehlte es nicht. Zunächst trat die

Milder von Berlin als Elvira im „Don Juan“ auf, dann noch als Iphigenia in Tauris und Klytämnestra in „Iphigenia in Aulis“. Es freute mich wahrhaft, einmal eine Sängerin zu finden, die den Werth der Elvira erkannte, die von allen ersten Sängerinnen als eine undankbare Rolle betrachtet wird. Die Milder erhob sie zu einer sehr dankbaren.

Der Oberhofmarschall von Spiegel hatte die lobenswerthe Absicht, alle bedeutenden Künstler, welche der deutschen Bühne damals angehörten, allmählich zu Gastspielen nach Weimar einzuladen. So geschah es auch mit Seydelmann. Dieser trat im November als Carlos im „Clavigo“ und als Vatel im „Ehrgeiz in der Küche“ auf. Danach folgte der Advocat Wellenberger, Graf Klingsberg, Philipp in „Don Carlos“, Graf in „Der Puls“ und schließlich nochmals der Vatel. Seydelmann liebte es sehr, auch bei seinen Collegen Anerkennung zu finden, und hatte gewiß den vollsten Anspruch darauf, bei allen wenigstens, welche die Kunst mehr pflegen als ihre eigne Eitelkeit. Am Tage nach seinem ersten Auftreten war er bei uns. Ich sagte zu ihm: „Du bist gestern in den beiden Rollen unübertrefflich gewesen! Don Carlos und Vatel wird Dir nicht leicht einer nachspielen, und doch habe ich mich über Dich recht geärgert, daß ein Künstler wie Du zu solch ungehörigen Mitteln greifen kann, um den

Beifall der urtheilslosen Menge zu erlangen!" Er wußte gleich, daß ich die Scene meinte, wo Clavigo davoneilt und Carlos ihm nachruft: „Clavigo, höre doch!" Statt die Worte: „Da macht einer einmal wieder einen dummen Streich!" gleich folgen zu lassen, ging er ganz langsam bis in die Lampen vor, fixirte eine Zeit lang das Publikum mit untergeschlagenem linkem Arm, streichelte sich mit dem rechten Zeigefinger die Wange und sprach dann erst achselzuckend die angeführten Worte. Er erwiderte mir: „Ja lieber Bruder, Klappern gehört zum Handwerk!" Es schnitt mir durch die Seele, von solch einem Künstler das zu hören. Wie anders war er früher gewesen, und wie sehr rächte sich später die Beifallssucht an ihm. Um wie viel höher stand Laroche auch darin; er ist der echten Kunst nie untreu geworden!

Im December kam die Schröder-Devrient von ihrer Kunstreise nach Paris zurück, trat aber, zum großen Leidwesen aller, nur dreimal auf, zweimal als Fidelio und einmal als Euryanthe. Der Beifall war noch stürmischer als bei ihrem ersten Erscheinen auf hiesiger Bühne.

Noch vor dem Schluß des Jahres begann das Gastspiel von Ludwig Devrient mit dem Shylock. Darauf folgten: Lorenz Kindlein und Baron Werdenbach („Die Mißverständnisse") Schneider Fips und Tobias Schwalbe, Schewa, Ferdinand („Die Drillinge"), Falstaff, Amtmann

Riemen („Die Aussteuer"), Lear und schließlich nochmals Schewa. Bei Hofe las er außerdem noch „Richard III." vor und erhielt von der Frau Großherzogin einen kostbaren Brillantring.

Wir führten mit Devrient ein sehr bewegtes Leben und jeden Morgen ging es im Verein mit Laroche, Durand und einigen jüngern Mitgliedern in die besten Weinstuben. Der alten berliner Zeiten bei Lutter und Wegner wurde vielfach gedacht und nur bedauert, daß drei Blätter von dem seltenen Kleeblatt sich getrennt hatten. Da der Oberhofmarschall Devrient's Leidenschaft kannte, stand jeden Abend in seiner Garderobe eine Flasche feiner Rothwein und eine Flasche Champagner zu seiner Disposition; aber das genügte leider meinem Devrient nicht, denn er war gewohnt, während der Vorstellung Rum zu trinken. Dieser wurde jedoch auf Befehl des Oberhofmarschalls unter keiner Bedingung verabreicht. Durand und Laroche als Regisseure hatten darüber zu wachen. In der Vorstellung der „Drillinge" trat ich in seine Garderobe und fand ihn ganz exaltirt; er stürzte auf mich zu und rief: „Die da, Laroche und Durand, wollen mir keinen Rum geben." — „Aber, lieber Onkel", erwiderte ich, „der Oberhofmarschall hat es ihnen streng verboten." — „Junge", schrie er, „Du kennst meine Natur. Wenn Du mir nicht ein Glas Rum verschaffst, bin ich

verloren und kann nicht weiter spielen.“ Ich setzte mich demnach über alle Bedenklichkeiten hinweg, holte ihm auf eigene Gefahr das Verlangte, und er spielte seinen Ferdinand vortrefflich zu Ende. Leider war er schon so entnervt, daß er solcher Reizmittel bedurfte, um sich auf der Höhe zu halten. Wie viel er in den vier Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, an Kraft verloren hatte, trat besonders in der Darstellung des Lear hervor. Daß er trotzdem der große Devrient war und ungeheures Furore in all seinen Darstellungen machte, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Eine recht gute Darstellung bei uns war die „Heimliche Ehe“, worin Laroche den Commissionsrath vortrefflich spielte. Die Taubheit sprach sich schon in seinem Gesichtsausdruck aus, und unzählige Lazzis, die das Zwergfell erschütterten, wurden von ihm angebracht. Ich hatte früher Benincasa mit großem Ergötzen in dieser Rolle gesehen, Laroche übertraf ihn aber bei weitem.

Zum Geburtstag unserer allverehrten Großherzogin wurde am 16. Februar 1831 Rossini's „Wilhelm Tell“ zum ersten Male gegeben, mit glänzender Ausstattung und trefflicher Scenirung von Laroche. Es war mir als Tell ganz sonderbar, die Schiller'schen Worte, die man in der Scene im ersten Act wie vor der Schlußscene des dritten Akts eingelegt hatte und die von Hummel mit

großem Geschick componirt waren, zu singen, statt, wie ich es gewohnt war, zu sprechen.

Am 4. März sollte mich ein harter Schlag treffen; mein geliebter Vater starb nach langen, schweren Leiden, und nur die Liebe meiner Frau und meiner Kinder konnte meinen Schmerz lindern. Erst nach mehreren Tagen ließ mich Goethe zu sich kommen. Er empfing mich mit ernstem Gesicht und sagte: „Ich habe einen alten Getreuen, Du hast einen trefflichen Vater verloren. Genug!" und mit einem Händedruck und raschem Lebewohl entließ er mich. Wie hätte ich denken können, daß er, der noch in voller Kraft dastand, schon ein Jahr danach, in demselben Monat, auch von dieser Erde scheiden würde!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gastrollenantrag aus Paris. — Goethe's Album. — Festfeier zu Goethe's Geburtstag. — Meine Beschäftigung im Theater. — Goethe's Tod und Leichenbegängniß. — Die Feier im Theater.

Ich bekam einen Antrag aus Paris auf Gastrollen in der deutschen Oper, und da ich nur in Rollen wie Kaspar, Lysiart, Pizarro beschäftigt sein sollte, wo ein Schnurrbart ganz am Platze war, ließ ich mir einen solchen wachsen. Ehe ich diese Reise antreten sollte, kam der Maler Schmeller im Auftrag Goethe's zu mir, um mich noch vor meiner Abreise für sein Album zu zeichnen. „Ich muß Ihnen aber bemerken", sagte Schmeller, „daß ich dem Herrn Geheimrath mitgetheilt habe, daß Sie jetzt einen Bart tragen, und wie ihnen bekannt ist, mag er das bei Schauspielern nicht leiden." Ich erwiderte, daß ich die hohe Ehre, in Goethe's Album aufgenommen zu werden, sehr anerkenne, aber den Bart ließe ich mir

vor der pariser Reise nicht abschneiden; nach dieser stände ich nach Wunsch zu Diensten. Die Verhandlungen wegen des Bartes gingen einige Tage hin und her, bis ich mich entschloß, selbst mit Goethe darüber zu sprechen und ihm meine Gründe dafür in aller Unterthänigkeit darzulegen. Als ich bei ihm eintrat, musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen und ich fragte: „Nun, wie gefalle ich Ew. Excellenz im Schnurrbart?“ — „Ich finde, daß er Dir nicht übel steht“, antwortete er. „Na, so mag er denn meinetwegen mit abconterfeit werden.“ Noch an demselben Nachmittag saß ich dem Herrn Schmeller, und er stellte ein Porträt von mir her, bei dem es gut war, daß mein Name auf der Rückseite verzeichnet war, denn von meinem Gesicht war fast nur der anstößige Bart getroffen.

Das Theater wurde zu Goethe's Geburtstag mit Chelard's „Macbeth“ wieder eröffnet. Es war der letzte Geburtstag, den wir im Freundeskreise feierten. Dieser Kreis bestand stets aus dem Geheimrath von Müller, Stephan Schütz, Riemer, Peucer, Eckermann und Goethe's Schülern. Auch diesmal hatte ich — wie es schon 1829 und 1830 mit Gedichten von Riemer und Friedrich von Müller geschehen war — ein Gedicht von Eckermann zu dieser Feier componirt.

In der „Stummen von Portici“ war die Punktirung des Masaniello für mich so glücklich abgelaufen, daß

man mich mir nichts dir nichts zum Tenor stempelte, besonders seit unser trefflicher Moltke gestorben war. „Fra Diavolo" wurde am 2. Februar 1832 zum Geburtstag des Großherzogs gegeben und die Titelrolle abermals für mich punktirt; desgleichen der Rinaldo in „Armida", welche am 16. Februar zum Geburtstag der Frau Großherzogin aufgeführt wurde. Unser Großherzog liebte Ballet, und so war ein solches dem „Fra Diavolo" angehängt, wozu Hummel eine charakteristische Musik componirt hatte, in welche die Melodie des Schlußchors auf eine höchst originelle Weise verwebt war.

Ich bin nun bei demjenigen Zeitabschnitt angelangt, mit welchem mein „Tagebuch" seinen Abschluß erhalten soll. Anfänglich war mein Plan, nur die Mittheilungen meines Vaters über die große Zeit Weimar's der Oeffentlichkeit zu übergeben, hochverehrte literarische Gönner und Freunde haben mich zu bestimmen gewußt, mein eigenes Leben mit hinein zu verweben; ob sie daran recht gethan, wird das Publikum entscheiden.

Am 22. März 1832 schied Goethe von dieser Erde. Das Theater wurde auf Befehl des Großherzogs geschlossen. Die Leiche des großen Todten war am 26. von früh acht Uhr an ausgestellt, und wie ein Dichterfürst in weißen Atlas mit Purpursaum gekleidet, den Lorbeer-

kranz auf seinem Jupiterhaupt. So lag er wie schlafend in seinem Sarkophag, neben welchem acht Candelaber mit brennenden Kerzen standen und seine Orden auf sammtnen Kissen lagen. Gelehrte, Künstler, Beamte und Handwerker hielten abwechselnd die Leichenwache. Zunächst verrichteten dies Amt die Gelehrten, dann die Mitglieder des Theaters, worunter Oels, Graff, Lortzing, Durand und ich, als seine Schüler, Laroche, Seidel, Franke, Winterberger, die sich untereinander ablösten. Diesen folgten die bildenden Künste und dann die Gewerbe. Tausende von Menschen waren herbeigekommen, den Unvergleichlichen noch einmal zu sehen. Nachmittags fand die Beerdigung statt. Mehr als zehntausend Menschen wogten durch die Straßen nach dem Kirchhof, der bereits mit Menschen gefüllt war. Neben dem Leichenwagen, welcher mit vier schwarz behangenen Pferden bespannt war, gingen zwölf Marschälle, und hinter demselben folgten die Staatswagen der allerhöchsten Herrschaften; dann schloß sich der Zug der Leidtragenden an, an deren Spitze die ersten Staatsbeamten und Hofdiener gingen; diesen folgten die Brüder der Loge Amalia. Vor dem Wagen gingen die Mitglieder des großherzoglichen Hoftheaters und der Hofkapelle und vierundzwanzig Bürger, die, als der Trauerwagen an der Fürstengruft angelangt war, den Sarg herunterhoben und ihn an der linken

Seite Schiller's beisetzten. Die Hofsänger sangen das Lied, von Hummel componirt: „Laßt fahren hin das allzu flücht'ge." Darauf hielt der Generalsuperintendent Dr. Röhr die Leichenrede.

Dienstag den 27. wurde „Tasso" mit einem Epilog vom Kanzler Friedrich von Müller gegeben, den Durand als Tasso ganz vortrefflich sprach. Die Prinzessin spielte meine Frau, die Sanvitale Frau Seidel, den Alfonso Oels, den Antonio ich.

Nach den Worten des Tasso:

Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten — — —
— — — — — — — — —

begann folgender

Epilog.

Zerbrochen — ja zerbrochen und entschwunden —
Auch unser Steuer ist's — wie sprech' ich's aus? —
Kehrt wohl ein Wort, wie schmerzlich es empfunden,
Aus voller Brust das Innerste heraus? —
Ja naht euch nur*), in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüstern nächt'ger Flor und Graus —
Ihn, den wir wähnten ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

---

*) Aus dem Hintergrunde traten bei diesen Worten die Prinzessin und Leonore mit übergeworfenen Trauerschleiern, in ihrer Mitte Alfonso, langsam hervor, während neben den Coulissen das gesammte Theaterpersonal in altitalienischem Trauercostüm sich aufstellte.

So war's kein Traum, was plötzlich uns erschreckte,
Wie Donnerschlag in friedlich stiller Nacht,
Aus stolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Zusammen stürzt das Dach, das schützend deckte,
Und des Geschickes furchtbar strenge Macht
Verkündet laut die tragischste der Lehren:
„Das Leben muß im Tode sich verklären.“

O goldne Zeit, wo bist Du hingeschwunden,
Da unsre Hand Ihm heitre Kränze wand,
Da jeder sich in Ihm erst selbst empfunden,
In Seinem Blicke Muth, Gelingen fand,
Ihr unvergeßlich, einzig schönen Stunden,
Wo er zu kühnstem Streben uns verband,
Mit seines Geistes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engsten Raum gegründet?

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselscenen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang
Und freisten Sinns, doch mit gemess'nen Tritten
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Da ward der heilig enge Bund geschlossen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genossen
Aufs neu' der Welt und uns zunächst gewann.
Welch frisches Leben war uns da erschlossen,
Nun Freund um Freund stets Edleres ersann,
Daß Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe
Des Schaffens Lust, empfangen höh're Weihe.

Dem früh Geschied'nen folgte unser Sehnen,
Der ält're Freund — Er bändigte den Schmerz.
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach er ihn aus, enthüllte uns Sein Herz.
Dem Leben nun sich wieder zu versöhnen,
Umpanzert Ihm die Brust ein dreifach Erz,
Und dem erstarkten, thatenfrischen Willen
Muß nun Natur den Durst des Wissens stillen.

Die Jahre flieh'n — Ihm sind sie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer schönerm Ziel,
Zu ew'ger Jugend fühlt Er sich berufen
Und klarer stets wird Ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild, es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Bestreben gilt ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfrische, ringen,
Sieht Er im Keim ein künftiges Gelingen.

So naht des goldnen Tages Jubelfeier
Und Fürstenhuld umkränzt des Freundes Haupt.
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüte nicht geraubt,
Es erbt sich fort, es weicht des Sängers Leier,
Der Fürsten Ruhm, an die Er liebend glaubt:
Von vier Geschlechtern*) sieht er sich ermuntert,
Umpflegt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie ist mir nun? Kann ich es wohl umfassen,
Was solch ein Leben, weltbedeutend, sagt?
Gedrängt zu großen überreichen Massen,
Rings Licht und Ruhm, wohin Sein Blick getagt!

*) Anna Amalia, Karl August, Karl Friedrich und Karl Alexander.

Nein, keine Trennung — wir sind nicht verlassen,
Er lebt uns fort, so wahr die Sonne tagt;
So lang sie leuchtet, wird es nie vergessen,
Was Er uns war und daß wir Ihn besessen.

Ja, heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menschen menschlich schön gewaltet.
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht, was sich aus ihm entfaltet;
Und immer lichtverklärter, ätherhelle
Wird, was die Macht des Genius gestaltet:
Nur Sein Erscheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit bestehen!

Leipzig

Druck von Giesecke & Devrient.